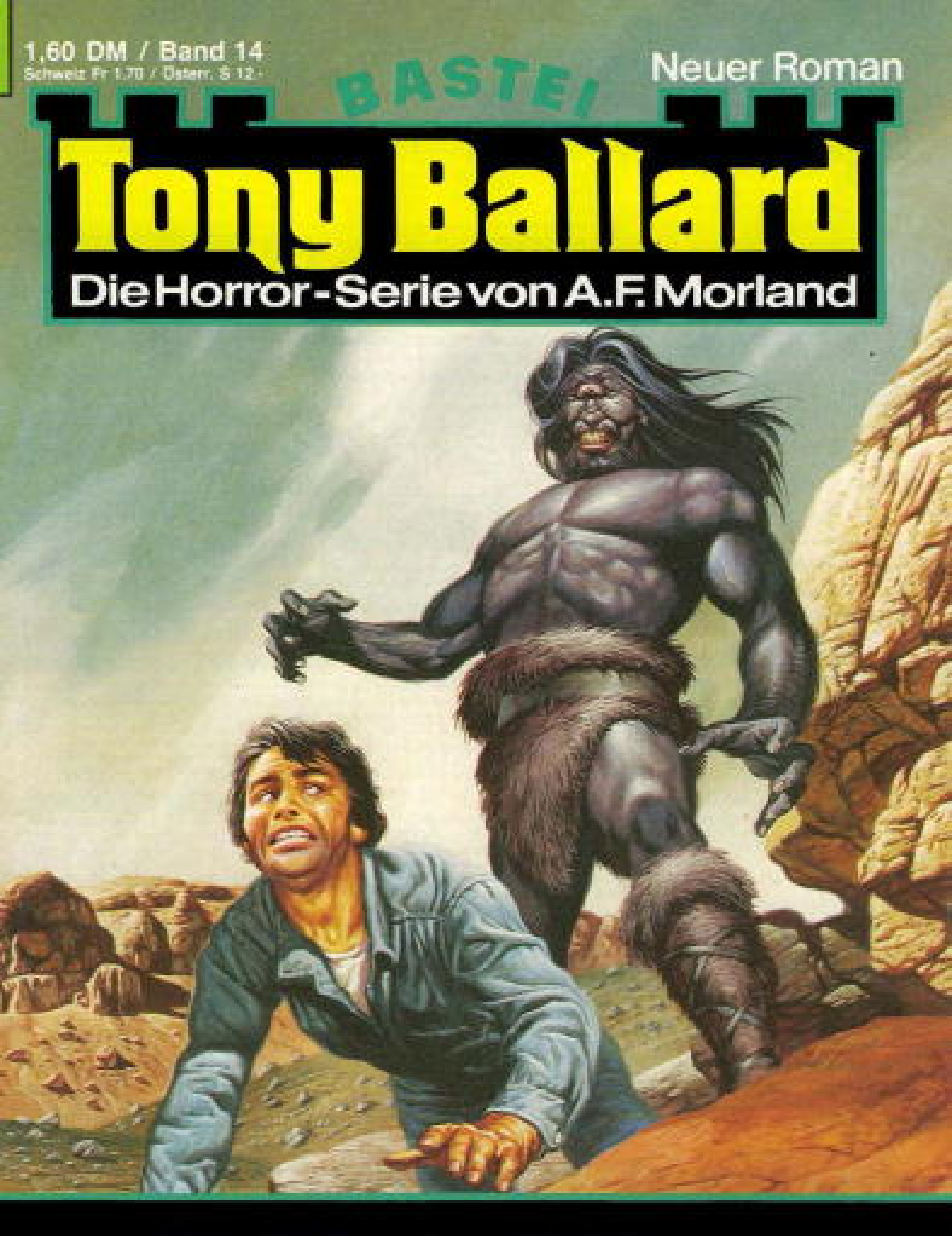


Die Falle des Zyklopen



Die Falle des Zyklopen

Tony Ballard Nr. 14

von A.F.Morland

erschienen am 01.04.1983

Die Falle des Zyklopen

Das Moor schien zu dampfen.

Todesmoor wurde es seit jeher genannt, und das hatte seinen guten Grund, denn schreckliche Dinge hatten sich hier zugetragen. Heute erinnerten nur noch schaurige Geschichten daran. Legenden rankten sich um das Todesmoor. Unheimliche Sagen existierten. Vor vielen Jahren sollte sich hier ein blutrünstiger Zyklop versteckt haben. Grausam sollte der Einäugige in der Gegend gewütet haben. Niemand war vor ihm sicher gewesen.

Eines Tages hatte der Spuk von selbst ein Ende genommen. Die Menschen hatten es nicht glauben können. Nach so vielen Jahren des Schreckens und der Knechtschaft endlich Ruhe und Frieden. Das war fast zu schön, um wahr zu sein.

Man traute dem Frieden nicht. Die Angst blieb, wurde aber ins Unterbewußtsein verdrängt. Nur ab und zu flackerte sie in den Menschen auf.

An hohen kirchlichen Festtagen beteten die Menschen, die Bestie aus dem Todessumpf möge nicht mehr aktiv werden. Von Jahr zu Jahr wurde diese Bitte erneuert.

Aber es gab auch andere.

Elemente, die dem Bösen zugetan waren, denen es ein Dorn im Auge war, daß Ruhe und Frieden eingekehrt waren. Wenn die Gläubigen zu ihrem Gott beteten, gingen die andern hin und beteten zu Asmodis. Sie flehten ihn an, das Böse Wiederaufleben und sie daran teilhaben zu lassen.

Immer wieder zogen sie in finsteren Nächten zum Todesmoor, um die Mächte der Finsternis zu beschwören.

Heute war wieder eine solche Nacht. Bleiern lastete sie über dem schwarzen Moor, das zu atmen schien. Die wenigen Personen, die sich zu einer geheimen Zyklopen-Sekte zusammengefunden hatten, steckten ihre schwarzmagischen Fackeln in den weichen Boden. Es roch nach Fäulnis und Moder. Der jahrtausendealte Brei glänzte stumpf, und niemand wußte, wie viele Menschen es schon verschlungen hatte.

Von den blakenden Fackeln krochen dünne Rauchschwaden über die Sumpfoberfläche. Wie Geisterfinger tasteten sie das düstere Moor ab. Lautlos betupften sie den welligen Brei, der hin und wieder eine Blase gebar, die mit einem gespenstischen Gluckern zerplatzte. Die Legenden schienen zu stimmen, die behaupteten, daß sich unseliges Leben im Todesmoor befand.

Geisterhafte Schatten tanzten auf den Gesichtern der Männer und Frauen, die sich eingefunden hatten, um ihr schwarzes Gebet zu verrichten. Sie wußten, daß die Mächte der Finsternis sie eines Tages erhören würden. Dann gehörten sie der schwarzen Macht an, und ihr Herr war ein mächtiger Zyklop, dem sie bedingungslos ergeben sein würden.

Sie fühlten sich als Auserwählte.

Der harte Kern der Sekte, den sie bildeten, würde sich wie ein Krebsgeschwür vergrößern, wenn erst einmal die Mächte der Finsternis aktiv geworden waren. Die Zyklopen-Sekte würde sich eines großen Zulaufs erfreuen, und ihre Mitglieder würden die Lehren der Hölle ins Land tragen.

Am Rande des Todesmoors sanken sie auf die Knie, faßten sich bei den Händen und riefen mit fester Stimme, was ihnen ihr Wortführer vorsagte. Hallend zitterten die Worte über den Sumpf.

»Herr der Finsternis!« sagte der Sektenführer.

»Herr der Finsternis!« schallte es aus den Kehlen der anderen.

»Bezwinger des Lichts!«

»Bezwinger des Lichts…«

»Erhöre unser Gebet!«

»Erhöre unser Gebet…«

Der Sektenführer sprach mit erhobener Stimme weiter. Er pries das Böse, um das sich jeder der Anwesenden mehrfach verdient gemacht hatte, und er ließ nicht unerwähnt, daß die Mitglieder der Zyklopen-Sekte würdig waren, ein Bündnis mit der finsteren Macht zu schließen.

Vom Todesmoor waren einst schreckliche Geschehnisse ausgegangen. Der Satans-Zyklop hatte gewütet, und diese Zeit sollte wiederauferstehen. Mit all ihren Greueln und Schrecknissen.

Die knienden Sektenmitglieder beendeten ihr schwarzes Gebet und ließen einige Zeit verstreichen. Es lag beim Bösen, zu reagieren.

Wenn es nicht wollte, konnte kein Mensch es zwingen.

Wie stets, wenn es mit dem Ruf in die Finsternis nicht geklappt hatte, war der Anführer der Zyklopen-Sekte enttäuscht. »Wieder nichts«, brummte er. »Und dabei dachte ich, daß wir heute nacht Glück haben könnten, denn man nennt diese Nacht die Teufelsnacht. In dieser Zeit ist das Böse den Menschen gegenüber besonders aufgeschlossen.«

Er wollte sich erheben.

Da machte ihn jemand auf etwas Sonderbares aufmerksam.

Ein Irrlicht geisterte über das Todesmoor. Es kam von nirgendwoher, entstand aus sich selbst, huschte auf das Zentrum des Sumpfs zu und blieb dann über der glänzenden Oberfläche in der Luft hängen.

Faustgroß war es zunächst nur, aber es wuchs. Zuerst in die Breite, dann nach oben. Dämpfe wallten aus ihm hervor, grünbraun. Sie wirbelten hoch und ließen in ihrer Mitte eine grauenerregende Gestalt wachsen.

Gespannt verfolgten die Mitglieder der Zyklopen-Sekte, was sich vor ihren Augen abspielte.

Bildete sich dort ein Zyklop? Das blutrünstige Ungeheuer von einst?

Die Schwaden und Dämpfe krochen an der Gestalt ruhelos auf und ab wie die Hände eines Bildhauers, der seinem Kunstwerk den letzten Schliff gibt. Die Sektierer vernahmen ein leises Prasseln, so, als ob die Gestalt über dem Moor brennen würde.

»Endlich«, sagte der Sektenführer glücklich. »Freunde, endlich wurde unser schwarzes Gebet erhört! Wir haben unser Ziel erreicht! Die Macht wird fortan unser sein!«

Die Schwaden legten sich, wurden zu einem körperlosen Podest, auf dem jemand stand, dessen Scheußlichkeit unüberbietbar war.

Das war kein Zyklop. Das war ein anderes Schattenwesen. Die Sektenmitglieder hatten keine Ahnung, wer es war. Sie hofften, es von ihm zu erfahren.

Furchtlos hob der Anführer der Sektierer den Kopf. »Wer bist du?« fragte er mit fester Stimme.

»Ich bin Phorkys, der Vater der Ungeheuer!« grollte die Stimme des

Unheimlichen über den Sumpf.

Phorkys war ein absolutes Bild des Schreckens. Er hatte von jedem Ungeheuer, das er geschaffen hatte, selbst etwas an sich. Seine Haut war geschuppt wie die eines Drachen, die Zähne waren die eines Ghouls, er hatte die Schnauze des Werwolfs, das Schlangenhaar der Gorgonen, die Krallen eines Wertigers und so fort…

Phorkys, der Erschaffer der Bestien.

Unzählige Ungeheuer hatte er der Menschheit schon entgegengestellt, und er schuf immer wieder neue Höllenwesen, die für Leid, Not und Tod auf der Welt sorgten. Das machte ihm Freude. Das bereitete ihm Vergnügen. Er selbst hielt sich zumeist im Hintergrund.

Er lenkte das Spiel gern aus der Ferne, liebte den offenen Kampf nicht, dafür um so mehr die Intrige.

Er war mit Rufus, dem Dämon mit den vielen Gesichtern, und mit Atax, der Seele des Teufels, befreundet. Mit Rufus hatte er sich schon einmal gegen einen Dämonenhasser namens Tony Ballard verbündet, doch auch gemeinsam war ihnen kein Erfolg beschieden gewesen.

Seither gingen sie wieder getrennte Wege.

Aber sie waren weiterhin Freunde.

Brüder im Bösen.

»Ihr habt zur Hölle gebetet«, sagte Phorkys.

»Ja, erhabener Herr«, antwortete der Anführer der Zyklopen-Sekte. »Wir tun dies schon sehr lange. Immer wieder. Unermüdlich. Wir wußten, daß man uns eines Tages erhören würde.«

»Ihr wollt die alten Zeiten wieder aufleben lassen.«

»Ja«, sagte der Wortführer. »Hier lebte einst ein mächtiger Zyklop.«

»Das weiß ich. Er wurde in eine andere Dimension abberufen und mit neuen Aufgaben betraut«, sagte Phorkys.

»Besteht keine Möglichkeit, ihn hierher zurückzubringen?«

»Das ist ausgeschlossen. Asmodis hat Pläne mit ihm, nach denen er sich richten muß.«

»Dann wird er hier nie mehr…«

»Er nicht. Aber es ist für mich kein Problem, ein Duplikat von ihm herzustellen.«

Die Augen des Sektenführers leuchteten begeistert. »Das wäre phantastisch.«

»Ihr müßtet ihm bedingungslos gehorchen«, sagte Phorkys.

»Das haben wir vor. Sein Wille soll geschehen. Er wird mit uns, seinen Dienern, zufrieden sein«, versprach der Sektierer.

»Nun gut, er soll entstehen.«

»Kannst du ihn mit derselben Macht ausstatten wie den andern, Herr?«

Phorkys lachte. »Ich werde ihn sogar noch stärker machen.«

»Wunderbar.«

Der Vater der Ungeheuer breitete die Arme aus. Eine beängstigende Glut erschien in seinen großen Augen. Er baute um sich herum ein schwarzmagisches Kraftfeld auf. Seine beschwörende Stimme schwoll an. Sie wühlte sich in den Schlamm, grub sich in die Tiefe des Todesmoors und ließ dort unten ein furchtbares Wesen entstehen. Zunächst war es nur ein Keim des Bösen. Aber der wuchs durch Phorkys' Zauberworte ungemein rasch. Eine Gestalt wucherte in der Tiefe des Sumpfs, und Phorkys rief einen Namen: »Zakatta!«

Mit diesem Ruf verlieh er der neu geschaffenen Bestie ihr schwarzes Leben.

»Zakatta!« donnerte Phorkys' Stimme noch einmal über das Todesmoor. »Dies ist von nun an dein Reich! Mach aus dem Todesmoor eine Menschenfalle! Erhebe dich, Vertreter der Hölle, und zeige dich deinen Dienern!«

Die Männer und Frauen starrten gebannt auf Phorkys.

Der Vater der Ungeheuer trat zurück. Er machte seiner Teufelskreatur Platz. Der Sumpf begann zu brodeln. Er schlug Wellen, und große Blasen bildeten sich. Die Hand eines Riesen schien in diesem graubraunen Brei zu rühren. Das Moor bewegte sich immer stärker, und plötzlich entstieg ihm eine Schreckensgestalt.

Schlamm klebte an den Gliedmaßen.

Das Satanswesen war doppelt so groß wie ein Mensch. Es strotzte vor Kraft. Auf den breiten Schultern saß ein häßlicher Schädel mit strähnigem langem Haar. Das Gesicht war eine abstoßende Fratze mit nur einem Auge, das groß über der Nasenwurzel saß.

Zakatta der Zyklop war geboren.

***

Phorkys zog sich noch weiter zurück. Es gab hier nichts mehr für ihn zu tun. Die weiteren Geschehnisse würde nun Zakatta in die Hand nehmen, und er würde seine Sache gut erledigen. Nur einmal noch vernahmen die Sektierer Phorkys' donnernde Stimme. Sie kam vom Ende des Sumpfs herüber.

»Haltet euch eines stets vor Augen: Wer Zakatta nicht gehorcht, muß sterben!«

Die grünbraunen Dämpfe krochen an Phorkys wieder hoch, hüllten ihn ein, und als der Wind sie zerfaserte, war der Vater der Ungeheuer nicht mehr zu sehen. Aber sein Geschöpf blieb. Obwohl es an die 400 Pfund wiegen mußte, stand es auf der Oberfläche des Sumpfs, ohne einzusinken.

»Ihr habt gehört, was Phorkys sagte!« grollte der Zyklop und starrte die Menschen mit seinem Auge durchdringend an. »Wer mir nicht gehorcht, verliert sein Leben.«

»Wir sind deine ergebenen Diener, Herr«, versicherte der Anführer der Zyklopen-Sekte. »Du kannst von uns verlangen, was du willst, wir werden es tun.«

»Phorkys hat mich mit sehr viel Kraft ausgestattet«, sagte Zakatta. »Die kann ich jedoch nur behalten, wenn mir die Energien von Menschen zugeführt werden. Der Tod jedes Menschen macht mich noch stärker, wobei es gleichgültig ist, ob ich ihn töte oder ob ihr es für mich tut.«

»Wir werden dafür sorgen, daß deine Kraft ins Unermeßliche steigt, Herr«, versprach der Anführer der Sektierer.

Zakatta nickte. »Dafür stelle ich euch eine tödliche Waffe zur Verfügung.«

In der Finsternis entstand ein höllisches Brausen. Es näherte sich den Mitgliedern der Zyklopen-Sekte. Sie konnten nicht sehen, was auf sie zukam. Aufgeregt warteten sie.

Plötzlich ein gellender Schrei – ausgestoßen aus mehreren Menschenkehlen.

Die Sektierer hatten das Gefühl, jemand habe ihnen ein Stück glühende Kohle in die rechte Hand gelegt. Der Schmerz war entsetzlich. Er brannte sich tief in ihr Fleisch. Sie konnten ihn nicht abschütteln. Verstört blickten sie auf ihre Hand. Da war tatsächlich eine Glut.

Ein glühendes Gesicht.

Eine Fratze.

Mit nur einem Auge.

Das Gesicht des Zyklopen. Zakattas Konterfei. Ein Brandmal des Bösen. Das Zeichen der Hölle. Es verband sie nun mit der mächtigen Bestie. Jeder, der dieses Zeichen trug, gehörte zu Zakatta, war ein Leibeigener der schwarzen Macht, ein Diener des Grauens, dem er bedingungslos gehorchen mußte.

Der Schmerz ebbte ab.

Die Glut erlosch.

Brandlinien blieben auf den Handflächen der Sektierer zurück.

Aber nicht lange. Bald verschwanden auch sie. Zakattas Brandzeichen war zwar noch vorhanden, aber niemand konnte es mehr sehen.

»Das Zeichen!« sagte Zakatta. »Dieses Zeichen ist eine tödliche Waffe, die ihr gegen eure Mitmenschen einsetzen werdet. Ihr könnt sie aktivieren, wann immer ihr wollt. Es genügt, meinen Namen zu rufen, dann schlägt das Zeichen zu!«

***

Wir hatten einen ganzen Ozeanriesen gerettet: die »Empire«.

Ein verbrecherischer Bursche namens Esram Bannon hatte sich mit

Asmodis arrangiert und von diesem einen Höllenkristall erhalten, mit dessen Hilfe es ihm gelang, sieben schwarzmagische Bomben zu schaffen und an Bord des Luxusschiffes zu schmuggeln.

Die tödlichen Hölleneier waren nach und nach aufgeplatzt, und schreckliche Ungeheuer hatten auf der »Empire« gewütet. Doch mit vereinten Kräften hatten wir es geschafft, dem Horror ein Ende zu bereiten. Während wir auf dem Schiff gegen die Monster kämpften, schnappte sich Mr. Silver in London Esram Bannon. Er zerstörte mit einer geweihten Silberkugel den gefährlichen Kristall und übergab den Schurken der Polizei. Damit war der Fall für uns gelaufen.[1]

Kapitän Ed Thackery fuhr dem Hubschrauber, der uns abholen sollte, ein Stück entgegen. Lance Selby und ich standen auf der Kommandobrücke und hielten nach der stählernen Libelle Ausschau.

Jack Harrison, der Bordfunker, erschien. Ihn hatten wir vor einer gefährlichen Riesenspinne gerettet. Er hatte bereits in ihrem widerstandsfähigen Netz gezappelt. Ohne uns wäre der Mann nicht mehr am Leben gewesen.

»Der Pilot des Hubschraubers hat sich soeben gemeldet«, berichtete Harrison.

»Wie weit ist er noch entfernt?« wollte Ed Thackery wissen.

»Zwanzig Meilen.«

Der Kapitän wandte sich seufzend an uns. »Tja, dann heißt es Abschied nehmen, Gentlemen. Sie haben sehr viel für dieses Schiff getan.«

»War eine Selbstverständlichkeit«, sagte Lance Selby, der Parapsychologe.

Ich hatte dasselbe sagen wollen.

1200 Passagiere und die Besatzung der »Empire« verdankten Lance Selby, Mr. Silver und mir ihr Leben. Aber wir erwarteten dafür keine hochgestochenen Lobeshymnen. Wir hatten unseren Job getan, und damit hatte es sich. Natürlich war es uns eine Genugtuung, einmal mehr eine schwarze Aktion zerschlagen zu haben. Und wir hofften, diesen Erfolgskurs noch lange beibehalten zu können.

Als der Helikopter in Sicht kam, verließen wir die Kommandobrücke. Wir verabschiedeten uns von Mason Keith, dem Ersten Offizier des Schiffes.

»Weiterhin viel Erfolg, Mr. Ballard«, sagte er.

»Danke«, gab ich zurück und drückte fest seine Hand.

Wir begaben uns mit Ed Thackery zum Heck des Schiffes. Eine Menge Passagiere fanden sich ein, um uns winkend zu verabschieden. Sie alle wußten, was sie uns zu verdanken hatten.

Der Hubschrauber schwebte heran. Sonnenstrahlen tanzten auf der Glaskanzel. Über dem Heck blieb die stählerne Libelle schließlich in der Luft hängen. Sie sank etwas tiefer. Der Rotorwind erfaßte uns.

»Auf Wiedersehen, Kapitän«, sagte ich und reichte ihm die Hand. »Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen.«

»Die Freude ist ganz auf meiner Seite, Mr. Ballard. Machen Sie's weiterhin gut.«

»Ich werde mir Mühe geben«, sagte ich. Es lag in meinem eigenen Interesse, denn ich stand auf der Abschußliste der Hölle ganz oben, und wenn ich nicht aufpaßte, konnte jeder Tag mein letzter sein.

Oben öffnete sich die Kanzeltür. Eine Strickleiter mit Aluminiumsprossen wurde heruntergeworfen. Ich fing ihr Ende auf und zog es straff. »Du zuerst«, sagte ich zu Lance Selby.

Der Parapsychologe kletterte hinauf. Sobald er im Hubschrauber verschwunden war, griff Ed Thackery nach der Strickleiter, um sie für mich festzuhalten.

»Vielleicht sieht man sich mal wieder«, sagte er.

»Würde mich freuen.«

»In London.«

»Mein Name steht im Telefonbuch«, erwiderte ich. »Rufen Sie mich an, wenn Sie wieder daheim sind.«

»Das werde ich tun«, versprach Ed Thackery, und ich schwang mich auf die Strickleiter. Oben angekommen, schaute ich noch einmal nach unten. Ich sah einige bekannte Gesichter. Rebecca Morton und deren Freund John Balding. Linda Marchand und deren aufgeweckten Jungen Joey, der im Festsaal die Leiche des Stewards Henry Adams entdeckt hatte…

Das war alles Vergangenheit.

Ich blickte nicht mehr länger zurück, kletterte in den Hubschrauber, der Pilot holte die Strickleiter ein, ich schloß die Kanzeltür, und dann ging es zurück nach London.

Das war die Zukunft.

Das – und Dartmoor. Aber das wußte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

***

Es war ein kleiner 800-Seelen-Ort in Südengland. Bodmoor nannte er sich. Alte verträumte Häuser duckten sich in die Landschaft, scharten sich um den schlanken Kirchturm wie Schafe um den Leithammel. In Bodmoor war früher der Teufel los gewesen, denn der Ort lag in jenem Gebiet, das immer wieder von dem schrecklichen Zyklopen heimgesucht worden war.

In Bodmoor waren die Anhänger der Zyklopen-Sekte zu Hause.

Sie hatten bisher versucht, ihr Treiben so geheim wie möglich zu halten, doch allmählich konnten sie aus der Versenkung hochkommen, denn nun stand Zakatta hinter ihnen, und sie brauchten nicht mehr zu fürchten, mit Schimpf und Schande verjagt zu werden. Die Macht der

Hölle stand jetzt hinter ihnen. Zakatta hatte ihnen außerdem eine Waffe in die Hand gegeben, mit der sie allen Mitmenschen überlegen waren.

Und er hatte ihnen einen Auftrag erteilt, der klar umrissen war: TÖTEN!

Jeder Mord würde den Zyklopen mächtiger machen, und die Sektierer wollten ihrem Herrn zu dieser Macht verhelfen, denn davon profitierten auch sie.

Es gab ein großes Bergwerk in Bodmoor. Ein Großteil der Dorfbewohner arbeitete da. Der Rest verdiente sich sein Geld in einer modernen Fabrik, die ebenfalls der Bergwerksgesellschaft gehörte und sich mit der Verflüssigung von Kohle beschäftigte.

Noch war das Verfahren zu aufwendig und zu teuer. Aber es wurde ständig daran gefeilt. Die Methoden wurden verbessert und vereinfacht, und vielleicht würde man eines Tages überall in England billigen Treibstoff aus Bodmoor kriegen. Aber das war noch Zukunftsmusik.

Auch Myriam Eyre wohnte in Bodmoor, das dem Landkreis Dartmoor angehörte. Sie war ein hübsches dunkelhaariges Mädchen, 19 Jahre alt und verblendet. Sie hielt nichts von der Kirche und ihren Lehren. Sie haßte das Gute. Von Kindheit an hatte sich in ihrem Innersten ein böser Kern befunden. Sie war mit Leuten zusammengekommen, die genauso dachten wie sie. Mit diesen Gleichgesinnten bildete sie die Zyklopen-Sekte, und sie war dabei gewesen, als Phorkys Zakatta schuf.

Auch sie trug das unsichtbare Brandmal des Bösen auf ihrer Hand, und sie war entschlossen, es gegen ihre Mitmenschen einzusetzen.

Ein grausamer Zug kerbte sich um ihren vollen Mund, als sie das Haus betrat, in dem sie mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter wohnte. Die eigene Mutter war vor sieben Jahren gestorben. Ein unheilbares Leiden. Myriam erinnerte sich noch gut daran, wie sie am Totenbett ihrer Mutter gestanden und nichts empfunden hatte.

Sie war schlecht.

Und sie genoß das.

Alles Übel zog sie an, und es war für sie eine große Ehre, zu Zakattas Dienerin geworden zu sein. Sie wollte sich für diese Auszeichnung mit großem Eifer dankbar erweisen. Zakatta würde mit ihr zufrieden sein.

Sie machte Licht.

Sie wußte, daß Jacqueline, ihre Stiefmutter, zu Hause war. Ihr Vater führte bestimmt noch am Stammtisch das große Wort. Jacqueline war allein.

Allein mit ihrer Mörderin!

***

Wir trafen in London ein.

Großes »Hallo!« Vicky Bonney, Roxane, Oda, Mr. Silver und der Industrielle Tucker Peckinpah holten uns ab. Wir fuhren nur kurz nach Hause, zogen uns um, und dann führte uns Peckinpah in ein stinkvornehmes Lokal.

Mr. Silver stieß mich mit dem Ellenbogen an. »Hier darfst du nicht auf den Boden spucken, Tony«, sagte er grinsend.

»Bin ich ein Bauer?« gab ich zurück.

»Hast du was gegen Bauern?«

»Komm, such dir jemand anders für deine dämlichen Späße.«

Der Hüne mit den Silberhaaren musterte mich erstaunt. »Schlecht gelaunt?«

»Hab ich einen Grund dazu?«

»Ich denke nicht.«

»Na also«, sagte ich und bemerkte, daß wir erwartet wurden. Der Mann, der allein an dem großen Tisch saß, erhob sich und trat uns zwei Schritte entgegen. Es war der Reeder Frederick Asner, dem die

»Empire« gehörte und von dem Esram Bannon zwei Millionen Pfund erpressen wollte.

»Da sind ja die Helden der Schlacht«, sagte Asner aufgekratzt.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh ich bin, daß das alles vorbei ist. Ich habe Mr. Peckinpah gebeten, Sie alle hierher zu bringen. Sie sind heute meine Gäste, und wenn ich sonst noch etwas für Sie tun kann, lassen Sie es mich ungeniert wissen.«

Ich lächelte. »Sie haben Pech, Mr. Asner. Wir sind alle wunschlos glücklich.« Das war nicht gelogen. Wir hatten alles, was wir brauchten, dafür sorgte Tucker Peckinpah, der mich, den Privatdetektiv, auf Dauer verpflichtet hatte. Hinzu kam, daß Vicky Bonney, meine Freundin, finanziell auf eigenen Füßen stand. Sie war eine erfolgreiche Schriftstellerin. Soeben drehte Hollywood den zweiten Film nach ihrem Buch.

Wir hatten keine Sorgen.

Doch – eine hatten wir: die Hölle.

Aber diese Sorge konnte uns Frederick Asner nicht abnehmen.

Wir speisten exzellent. Hinterher – bei Sherry Brandy für die Damen und Whisky für die Herren, außer mir, ich trank Pernod – erwähnte Tucker Peckinpah, er würde morgen nach Dartmoor fliegen.

»Ins Zuchthaus?« fragte ich schmunzelnd. »Dann passen Sie mal auf, daß man Sie auch wieder rausläßt, Partner.«

»Eine Besichtigung des Zuchthauses würde mir zusagen, aber dafür werde ich wohl kaum Zeit haben«, erwiderte der schwerreiche Industrielle. Was er anfaßte, verwandelte sich in Gold. Er war ein beachtenswerter Erfolgsmensch mit einem ausgeprägten Spürsinn für hohe Gewinne. Sein Geld steckte in unzähligen Unternehmen und vermehrte sich täglich. »Das Ziel meiner Reise heißt Bodmoor«, sagte

er und zündete sich eine Zigarette an.
»Und was zieht Sie nach Bodmoor?« fragte ich.
»Geschäfte.«
»Natürlich. Wie hätte es auch anders sein können«, meinte ich.
»Ich bin da an einer Firma beteiligt, die sich mit der Verflüssigung von Kohle beschäftigt. Wenn es den Leuten gelingt, billig Treibstoff aus der Kohle zu gewinnen, hat England sein Energieproblem gelöst.«
»Und was ist mit dem Rest der Welt?« fragte ich.
»Der«, sagte Peckinpah verschmitzt lächelnd, »kann unser Patent dann käuflich erwerben.«
»Wie stehen die Chancen für einen Erfolg?« wollte ich wissen.
»Nicht schlecht.«
Wenn Peckinpah das sagte, dann stimmte das auch, denn er steckte sein gutes Geld in kein Unternehmen, bei dem nicht in absehbarer Zeit etwas herausschaute.
»Wenn Sie möchten, können Sie mich nach Bodmoor begleiten, Tony«, sagte der Industrielle. »Vorausgesetzt es interessiert Sie, was die Leute in diesem kleinen Ort auf die Beine zu stellen versuchen.«
»Klar interessiert es mich«, sagte ich und warf meiner blonden Freundin einen fragenden Blick zu. Wir hatten in letzter Zeit nicht viel voneinander gehabt. Die Arbeit hatte uns beide schwer auf Trab gehalten. Ich wollte Vicky nicht schon wieder allein lassen.
Doch sie sagte: »Du kannst getrost nach Bodmoor fliegen, Tony. In der Zwischenzeit schreibe ich mein Buch fertig, und anschließend haben wir jede Menge Zeit füreinander.«
Wer's glaubt, wird selig, dachte ich. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, niemals auf freie Tage, Ruhe und Erholung zu hoffen, denn wenn ich mich darauf freute, wurde garantiert nichts daraus. Freie Tage passierten einfach zwischendurch mal, wenn wir nicht damit rechneten. Und wir nahmen jeden einzelnen mit großer Dankbarkeit hin, denn es waren ohnedies viel zu wenige.
»Okay«, sagte ich, »dann werde ich Sie nach Bodmoor begleiten, Partner.«
»Freut mich«, erwiderte Tucker Peckinpah.
Ich mußte unwillkürlich an eine Geschäftsreise denken, die der Industrielle nach Australien gemacht hatte. Damals hatten Mr. Silver und ich ihn begleitet. Nur, um auszuspannen. Eine nette Herrenpartie hätte es werden sollen. Und was war daraus geworden?
Ein mörderischer Kampf gegen eine gefährliche Hexe.
Ich hoffte, so etwas in der Art stand mir nicht wieder bevor.
Doch meine Hoffnung sollte sich nicht erfüllen…

***

Myriam Eyre bemühte sich nicht, leise zu sein. Sie begab sich ins

Wohnzimmer und nahm sich einen Scotch. Oben klappte eine Tür zu. Myriam lächelte kalt. Sie setzte das Glas an die Lippen und nahm einen Schluck. Schritte auf der Treppe. Jacqueline Eyre kam herunter.

Die Stiefmutter.

Das Opfer!

»Guten Abend!« sagte Jacqueline Eyre forsch. Sie war 40. Jünger als Myriams Mutter. Keine schöne Frau, aber fleißig, und sie war redlich bestrebt, Myriam die Mutter zu ersetzen, doch das Mädchen ließ sie nicht an sie heran. Myriam schirmte sich regelrecht ab. Jeder Annäherungsversuch war von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Jacqueline hatte sich deswegen schon mehrmals bei Charles, ihrem Mann, beklagt, und er hatte seiner Tochter auch ins Gewissen geredet, doch vergeblich. Es kam zwischen Myriam und Jacqueline zu keinem normalen Verhältnis. Ja, nicht einmal ihrem Vater brachte Myriam irgendwelche Gefühle entgegen. Sie war reserviert und isolierte sich.

Nur das Böse fiel bei ihr auf fruchtbaren Boden.

»Guten Abend, *Mutter*«, erwiderte Myriam übertrieben freundlich. »Hast du schon im Bett gelegen? Schon geschlafen? Tut mir unendlich leid, dich geweckt zu haben.«

Jacqueline Eyre trug einen dunklen Morgenmantel, unter dem ein weißes Leinennachthemd hervorlugte. »Du weißt, daß ich nicht schlafen kann, wenn du nicht zu Hause bist«, sagte sie vorwurfsvoll.

»Ich bin kein kleines Kind.«

»Das weiß ich.«

»Warum behandelst du mich dann so?«

»Tu' ich doch gar nicht. Ich mache mir Sorgen um dich, kannst du das nicht verstehen?«

»Nein, denn schließlich bist du nicht meine Mutter.«

»Ich bin nicht deine leibliche Mutter, aber durch die Heirat…«

»Ich weiß, ich weiß. Bitte verschone mich mit dieser Gardinenpredigt. Es ist immer dasselbe. Ich kann's schon nicht mehr hören.«

»Du rauchst, du trinkst…«

»Herrgott noch mal, ich bin neunzehn. Andere Mädchen in meinem Alter sind schon verheiratet und haben Kinder!« sagte Myriam bissig.

»Trotzdem…«

»Ich würde zu gern wissen, was du alles angestellt hast, als du in meinem Alter warst«, fiel Myriam ihrer Stiefmutter ins Wort.

»Nichts. Ich war ein anständiges Mädchen.«

»Vermutlich deshalb, weil dich keiner haben wollte.«

Jacqueline Eyre machte drei schnelle Schritte vorwärts und hob die Hand. »Du…«

Myriam lachte furchtlos. »Möchtest du mich schlagen, Stiefmutter? Na los! Schlag zu! Trau dich!«

»Warum mußt du mich immer provozieren, Myriam? Warum beleidigst du mich? Ich habe so sehr gehofft, wir könnten Freundinnen sein.«

»Macht eine Freundin der andern ständig Vorschriften?«

»Ich meine es doch nur gut«, sagte Jacqueline. »Es ist fast Mitternacht, Myriam. Ein anständiges Mädchen muß auf seinen Ruf achten, es hat um diese Zeit außer Haus nichts mehr verloren. Du weißt, wie man über Mädchen redet, die die Nacht zum Tage machen. Bodmoor ist ein kleines Nest. Da ist man bald verschrien.«

»Das stört mich nicht.«

»Du mußt auch an deinen Vater denken, Myriam.«

»Er ist mir genauso gleichgültig wie du. Ihr habt kein Recht, euch in mein Leben einzumischen!«

»Sagst du mir, wo du gewesen bist?«

»Nein«, antwortete Myriam scharf.

»Mit wem warst du zusammen?«

»Das geht dich einen feuchten Kehricht an!« zischte Myriam. Es blitzte plötzlich in ihren Augen, und sie wurde übertrieben freundlich. »Meine Güte, ist ja wirklich schrecklich, wie ich mit dir rede, Mutter. Was bin ich nur für eine garstige Tochter. Wo ich gewesen bin, möchtest du wissen. Warum sollst du es nicht erfahren? Es ist kein Geheimnis. Ich war beim Todesmoor.«

»Mitten in der Nacht? Das glaube ich dir nicht«, sagte Jacqueline Eyre und schüttelte den Kopf.

»Es ist aber die Wahrheit. Ja, ich war beim Moor, aber nicht allein.«

»Wer hat dich dorthin begleitet?«

»Freunde.«

»Mehrere?«

»Beunruhigt dich das, Mutter? Keine Sorge, wir haben nicht das angestellt, was du befürchtest.«

»Was um alles in der Welt hattet ihr in der Nacht beim Moor zu suchen?«

»Wir haben die Hölle beschworen.«

Jacqueline Eyre erschrak. »Myriam! Ich bitte dich!«

»Glaubst du mir das auch nicht?« fragte das Mädchen kalt lächelnd. »Seltsam, wenn ich dich belüge, schluckst du alles, ohne mißtrauisch zu werden. Wenn ich dir aber einmal die Wahrheit sage, willst du mir nicht glauben. Ich gehöre einer schwarzen Sekte an.« Myriam lachte. »Das entsetzt dich, was? Kennst du die schrecklichen Legenden, die man sich über den Zyklopen erzählt, der hier einst sein Unwesen trieb? Natürlich kennst du sie. Jeder in Bodmoor kennt sie. Es hat lange gedauert, bis unser schwarzes Gebet von der Hölle erhört wurde. Heute nacht war es endlich soweit. Phorkys, der Vater der Ungeheuer, erschien über dem Todesmoor, und er erschuf einen neuen Zyklopen.«

Jacqueline Eyre schüttelte nervös den Kopf. »Du spinnst. Du bist verrückt.«

»Ich bin nicht verrückt, Mutter!« herrschte Myriam die Frau an.

Sie stellte ihr Glas weg, und ihre Stimme wurde gefährlich sanft.

»Willst du den Zyklopen sehen? Ich trage ihn bei mir!«

»Mein Gott, hör auf, so entsetzliche Dinge zu sagen, Myriam!«

sagte Jacqueline aufgeregt.

Da hob Myriam die rechte Hand, als wollte sie einen Schwur ablegen. »Zakatta!« rief sie, und plötzlich entstand auf ihrer Handfläche eine glühende Fratze.

Jacqueline starrte das Gesicht, das zu leben schien, entgeistert an.

»Himmel, was ist mit deiner Hand, Myriam?«

Die Glut schmerzte das Mädchen nicht mehr. Sie grinste. »Siehst du das Gesicht, Mutter? Das ist Zakatta, mein Herr!«

Die Glutfratze löste sich von Myriams Handfläche, wurde größer, schwebte auf Jacqueline Eyre zu. Die Frau stieß einen heiseren Schrei aus und wich zurück. Das Gesicht folgte ihr.

»Nein!« keuchte Jacqueline Eyre entsetzt. »Nein! Myriam, ich bitte dich, hilf mir!«

Doch das Mädchen stand reglos da und sah zu, was passierte. Sie wußte nicht, was geschehen würde, war begierig, es zu erfahren.

Jacqueline stieß mit dem Rücken gegen die Wand. Weiter konnte sie nicht mehr zurückweichen. Die Glutfratze grinste sie diabolisch an. Das Auge des Zyklopen wühlte sich in ihren Blick, und einen Sekundenbruchteil später schoß das widerliche Antlitz auf die Frau zu. Wie ein glühender Lappen klatschte es auf Jacqueline Eyres Gesicht.

Die Frau kreischte vor Schmerz auf.

Es roch nach verbranntem Fleisch, und dann brach Jacqueline Eyre tot zusammen.

***

»Ich liebe das Abenteuer«, sagte Fred Rodin, während er seinen Hängegleiter zusammensteckte. »Das muß irgendeine perverse Ader sein, die mir meine Eltern in die Wiege gelegt haben. Von frü- hester Jugend an habe ich stets die Gefahr gesucht. Vielleicht könnte mir ein Psychoanalytiker sagen, was mit mir los ist.«

»Bestimmt«, erwiderte Herbert Britton. »Für viel Geld würde der bei dir eine Menge Neurosen entdecken. Ganz krank würdest du dich nach den ersten Sitzungen fühlen.«

»Du redest so, als wärst du schon mal da gewesen.«

»Gott behüte, nein!« rief Britton lachend aus. »Mich kriegt niemand auf die Couch. Ich bin so normal wie jeder andere.«

»Aber du empfindest doch auch ein so eigenartiges Kribbeln, wenn du dich bis an deine Leistungsgrenze heranwagst. Du spielst genauso

gern wie ich mit dem Leben. Man könnte auch behaupten, wir liebäugeln mit dem Tod.«

»Blödsinn«, widersprach Britton. »Ich lebe gern.«

»Aber du willst es immer wieder wissen.«

»Zugegeben, ich liebe den Nervenkitzel, aber bin ich deswegen gleich verrückt? Was ist überhaupt normal? Ich glaube, kein Mensch kann dir das klipp und klar sagen, sonst würden nicht so viele wirklich normale Menschen in den Klapsmühlen sitzen.«

Es war Nacht, und die beiden jungen Männer bereiteten ihre Hängegleiter für den Flug vor. Über ihnen spannte sich ein sternenübersäter Himmel. Der Mond schien hell genug, um etwas von der Landschaft erkennen zu können. Britton und Rodin befanden sich nicht zum erstenmal auf der Spitze dieses Berges. Am Tage waren sie von hier oben schon oft gestartet, doch nun wollten sie es zum erstenmal bei Nacht tun. Es war Rodin gewesen, der gemeint hatte, das müsse einen ganz besonderen Reiz haben.

Ein Nachtflug über das schwarze Gebiet mit seinen dichten Wäldern und Sümpfen, das war schon etwas Besonderes. Sie würden sich von Aufwind zu Aufwind tasten und sich weit forttragen lassen. Ihr Bestreben ging dahin, weiter als je zuvor zu fliegen. Durch dunkle Lüfte, schwarzgraue Flecken unter sich.

Auch das Todesmoor würden sie überfliegen.

Fred Rodin war mit seinen Vorbereitungen fast fertig. Er trug einen silbergrauen Overall, genau wie sein Freund. Sein blondes Haar wurde von Wind zerzaust. »Der Wind ist günstig«, stellte er fest. »Wir werden wie Adler über das Land gleiten, Herbert. Ein Gefühl, das unbeschreiblich und unwiederbringlich ist.«

»Und das man sich nicht kaufen kann. Man muß etwas dafür riskieren«, sagte Herbert Britton und setzte sich den Sturzhelm auf.

»Mann, ich freue mich wie ein kleiner Junge auf den Flug.«

»Ich auch«, sagte Rodin und setzte gleichfalls den Helm auf. »Wir bleiben auf Sichtweite beisammen.«

»Klar.«

»Kann's losgehen?«

»Von mir aus«, sagte Britton und kontrollierte noch einmal kurz die Verspannung.

»Also dann«, sagte Fred Rodin und nahm das Fluggerät auf. Die Freunde begaben sich zur Startposition, hakten die Gurte fest, liefen etwa fünfzehn Meter den Hang hinunter und verloren den Bodenkontakt. Rodin pendelte unter dem Hängegleiter. Er drückte das Fluggerät noch oben, der Aufwind erfaßte ihn und trug ihn hoch über die schwarzen Baumwipfel hinweg. Lautlos und majestätisch schwebten die Flugdrachen durch die Dunkelheit.

Rodin genoß es mit jeder Faser seines Körpers.

Er richtete seinen Blick nach unten. Unwirklich sah das Land aus.

Der finstere Wald, die zeitweiligen Lichtungen, auf denen sich gefährliche Sümpfe ausbreiteten. Wenn die Drachenflieger aus irgendeinem Grund notlanden mußten, war dies mit einem großen Risiko verbunden. Sie konnten von abgebrochenen Ästen aufgespießt werden, wenn sie mit großer Wucht in die Baumwipfel knallten, oder der weiche Moorboden konnte sie verschlingen.

Rodin hatte ein großartiges Gefühl fürs Fliegen. Er behauptete immer, wenn er kein Mensch geworden wäre, wäre er mit Sicherheit ein Vogel geworden. Er reagierte auf jede Veränderung der Luftverhältnisse mit schlafwandlerischer Sicherheit, und er konnte nicht verstehen, daß es auf der Welt so viele tödliche Hängegleiterunfälle gab.

Ihm konnte so etwas nicht passieren – dachte er.

Britton flog nicht ganz so gut wie Rodin. Das lag daran, daß er erst im vergangenen Jahr zu diesem Sport gekommen war. Davor hatte er seinen Hals bei Autorennen riskiert, und er fuhr auch jetzt noch Rennen, wenn ihm jemand einen Wagen zur Verfügung stellte. Doch das kam nicht allzu oft vor, denn er war als Getriebekiller bekannt.

Rodin hatte nach zehn Minuten einen geringfügigen Vorsprung, den Britton mit einem günstigen Luftstoß wettzumachen hoffte. Ein gesunder Ehrgeiz wohnte in ihm, und er ließ sich in keiner Disziplin gern abhängen.

Ahnungslos schwebten die beiden Drachenflieger auf die Falle des Zyklopen zu.

Zakatta wartete auf sie.

Sie konnten es nicht wissen.

Für sie war das Todesmoor nicht mehr als ein Stück Land, über das sie hinwegsegeln würden. Doch genau dazu sollte es nicht kommen.

Zakatta brachte Magie ins Spiel. Er beeinflußte den Wind und das Flugverhalten der Hängegleiter. Fred Rodin bemerkte es als erster.

Das Fluggerät schien mit einemmal ein unerklärbares Eigenleben zu führen. Es gehorchte nicht mehr den Befehlen des Drachenfliegers, ließ sich kaum noch steuern.

Also das verstehe, wer mag! dachte Rodin verblüfft. Er spielte sein ganzes flugtechnisches Können aus, um den Hängegleiter auf einen Kurs zu zwingen, den er für richtig hielt. Es klappte nicht.

Das Fluggerät sank, obwohl ein kräftiger Aufwind es eigentlich in die Höhe hätte tragen müssen.

Der Wind schien durch die bunte Bespannung hindurchzublasen.

Die Drachenspitze geriet unter den Wind, kippte vorne ab, und Fred Rodin krampfte es unwillkürlich das Herz zusammen.

Britton stockte der Atem, als er beobachtete, was mit seinem Freund passierte. Rodins Gleiter schmierte ab. Fred versuchte ihn abzufangen,

es gelang ihm jedoch nicht.
»O mein Gott!« entfuhr es Herbert Britton.
Rodin sauste auf die schwarzen Wellen des Waldes zu, und Britton konnte nichts für ihn tun. Er konnte dem Freund nur die Daumen drücken und hoffen, daß er unverletzt blieb. Aber ein Sturz aus dieser Höhe, selbst wenn er von den Baumkronen abgebremst wurde, konnte sehr schlimm ausgehen.
Während sich Britton noch Sorgen um den Freund machte, fing plötzlich sein eigener Hängegleiter zu wackeln an. Er erschrak. Was war das? Es hatte den Anschein, als würde jemand an dem Fluggerät rütteln. Ein eisiger Wind blies Herbert Britton mit einemmal ins Gesicht.
Unweit vor ihm lag das Todesmoor, und Britton hatte für Sekunden den Eindruck, aus dem gesamten Sumpf wäre eine glühende, einäugige Fratze geworden. Das Zyklopengesicht grinste ihn teuflisch an. Sein Herz übersprang einen Schlag, das Glühen erlosch, und aus dem Moor wurde wieder eine graue Fläche.
Was war das gewesen? Eine Geistererscheinung? Eine Halluzination!
Herbert Britton hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn sein Hängegleiter spielte in diesem Augenblick verrückt.

***

Fred Rodin fluchte. Er schrie und schimpfte, während er mit zunehmender Geschwindigkeit auf den Wald zufiel. Er unternahm alles, wirklich alles, um den Absturz zu vermeiden. Unter normalen Umständen wäre ihm der Sturz in die Tiefe erspart geblieben, aber hier waren dämonische Kräfte am Werk, und sie holten die beiden Drachenflieger unbarmherzig vom Himmel.
Das Fluggerät drehte sich, sackte rechts ab, und dann hieb Rodin mit großer Wucht in eine der Baumkronen. Er spürte Hunderte von Schlägen. Zweige peitschten ihn. Blätter klatschten ihm ins Gesicht.
Äste hämmerten gegen seinen Körper. Die Bespannung zerriß mit einem häßlichen Ratschen, und das Rohrgestänge blieb zwischen starken Ästen hängen.
Ein gewaltiger Ruck.
Die Gurte schnitten in Rodins Fleisch. Er knallte gegen den Stamm des Baumes. Die Wucht des Aufpralls war so heftig, daß Rodin trotz des Sturzhelms das Bewußtsein verlor.
Herbert Britton erging es nicht besser.
Auch seine Korrekturversuche fruchteten überhaupt nicht. Er schaukelte wie eine betrunkene Ente durch die Luft und krachte Sekunden später ebenfalls schwer in den Wald. Reflexhaft streckte er beide Arme vor. Von unten hieb ein Ast gegen sein Handgelenk und zerschmetterte es, und gleich darauf wußte auch er nicht mehr, was

los war.
Zakatta hatte seinen Willen durchgesetzt.
Die beiden Männer waren dem Zyklopen in die Falle gegangen.

***

Charles Eyre blickte auf seine Taschenuhr, ein Geschenk seiner zweiten Frau Jacqueline zum ersten Hochzeitstag. Er saß mit seinen Freunden am Stammtisch, trank eine Menge Bier und politisierte, daß es eine Freude war. Vor wenigen Minuten erst hatte Hywel Ellis, der Polizeiinspektor, grinsend gesagt: »Weißt du, was mich wundert, Charles? Daß sie dich noch nicht nach London ins Oberhaus geholt haben.«
»Das kommt noch!« hatte Tay Badel, der Sargtischler, lachend eingeworfen. »Vielleicht zieht unser in Politik so beschlagener Freund gleich in die Downing Street.«
»Euch Blödmänner können die Politiker ja für dumm verkaufen!«
hatte Eyre erwidert. »Mich nicht. Ich weiß, was gespielt wird. Die lügen, sobald sie den Mund aufmachen, und was tut das liebe Stimmvieh? Bei der nächsten Wahl schreitet es brav zur Urne und wählt diese Parasiten wieder.«
Seine Freunde fanden das lustig und lachten herzlich darüber.
Jetzt sagte Charles Eyre: »Es wird langsam Zeit für mich.«
»Bleib noch ein paar Minuten«, versuchte ihn Hywel Ellis zu überreden.
Doch Eyre schüttelte den Kopf. Wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, war er nicht mehr umzustimmen. »Nein, ich gehe.«
»Ein Bier noch. Ich bezahl's«, sagte der Inspektor. »Und dann gehen wir zusammen nach Hause.«
Wieder schüttelte Eyre den Kopf. »Ich hab' genug getrunken.«
Der Sargtischler grinste. »Merkst du's denn nicht, Hywel? Er *muß* nach Hause gehen. Sonst haut ihm seine Frau das Nudelholz um die Ohren.«
»Da müßte ich so einen Drachen zu Hause haben wie du«, gab Eyre grimmig zurück. Er erhob sich.
Ellis schaute zu ihm hoch. »Ist zu Hause alles in Ordnung?«
»Soweit schon.«
»*Soweit* nur?«
»Myriam ist jetzt in einem schwierigen Alter. Sie läßt sich nichts mehr von uns sagen, ist schnippisch und störrisch, möchte immer mit dem Kopf durch die Wand.«
»Vielleicht solltest du strenger mit ihr sein.«
»Ja, vielleicht. Aber ich bring's nicht übers Herz. Sie hat ihre Mutter verloren, und ich hatte all die Jahre wenig Zeit für sie. Sie ist nicht bereit, Jacqueline als neue Mutter zu akzeptieren…«

»Und du stehst in der Mitte.«
»Leider ja.«
»Kein leichter Stand.«
Charles Eyre seufzte. »Wem sagst du das? Myriam ist mein Kind. Jacqueline ist meine Frau, und ich kann es nicht immer beiden recht machen.«
»Vielleicht wäre es besser, wenn Myriam ausziehen würde«, meinte der Inspektor.
Eyre seufzte. »Das wäre keine gute Lösung. Im Augenblick hat Myriam noch einen zu labilen Charakter. Der muß sich erst festigen. Sie ist noch nicht reif für ein selbständiges Leben. Wenn sie heute in schlechte Gesellschaft käme, würde ich sie verlieren. Es ist besser, sie bleibt noch ein, zwei Jahre bei uns. Vielleicht kriegt sie mittlerweile manchen Dingen gegenüber eine andere Einstellung. Was ich dazu beitragen kann, werde ich jedenfalls tun.«
»Kein Bier mehr, Charles?«
»Nein, vielen Dank. Ich komme aber gern ein andermal auf deine Einladung zurück.«
»Jederzeit«, sagte Hywel Ellis.
Eyre verabschiedete sich von seinen Freunden und verließ das Gasthaus. Draußen pumpte er erst einmal seine Lunge mit guter Luft voll, dann trottete er durch das Dorf nach Hause. Er kam an der Kirche vorbei, an die der kleine Dorffriedhof grenzte. Er durfte nicht mehr belegt werden. Es hatte Probleme mit dem Grundwasser gegeben. Nun gab es einen zweiten Friedhof außerhalb des Dorfes.
Diesen hier würde man eines Tages wohl auflösen.
Als Eyre sein Haus erblickte, fiel ihm auf, daß das Garagentor offenstand. Das ärgerte ihn. Immer wieder sagte er seinen beiden Frauen, das Garagentor habe geschlossen zu bleiben. Es gab zwar in Bodmoor zum Glück keine Diebe, aber niemand war dagegen gefeit, daß von auswärts jemand kam und sich an fremdem Eigentum vergriff.
»Da kann man reden, soviel man will«, brummte Eyre verdrossen, »man spricht zu tauben Ohren.«
Er stutzte plötzlich.
In der Garage brannte kein Licht, aber Eyre vermeinte, eine Gestalt gesehen zu haben.
Einen Menschen, der einen Menschen trug – wenn ihn nicht alles täuschte. Soeben tauchte die Gestalt wieder auf. Eyre konnte nicht erkennen, wer es war. Er sah, wie sich die Person in seinen Wagen setzte, und dann hörte er das Brummen des Motors.
»Das ist ja… unerhört!« entrüstete er sich.
Jemand wollte seinen Wagen stehlen!
Er rannte los, obwohl er wußte, daß er die Abfahrt des Fahrzeuges

nicht verhindern konnte. Er lief, so schnell er konnte. Gedankenfetzen beunruhigten ihn. Die Person hatte jemanden getragen. Vermutlich hatte sie ihre Last in den Kofferraum gelegt.

Wen? Jacqueline? Myriam? Wurde eine von beiden entführt? Aus welchem Grund? Bei ihm war nichts zu holen. Er war nur ein einfacher Fabrikarbeiter.

Sein Wagen bog noch links ab. Unbeleuchtet. Das Fahrzeug hatte sich bereits fünfzig Meter vom Haus entfernt, als Charles Eyre keuchend die Garage erreichte. Leer gähnte sie ihm entgegen. Er war ratlos. Was sollte er nun tun? Ins Haus gehen, nachsehen, was passiert war? Oder sollte er versuchen, seinem Wagen zu folgen?

Womit denn?

Sein Blick blieb an einem alten Fahrrad hängen.

Ehe er richtig mitbekam, was er tat, saß er schon auf dem Rad und trat kräftig in die Pedale. Es war verrückt, was er machte, doch das kam ihm erst zu Bewußtsein, als er das Dorf schon hinter sich gelassen hatte. Die Straße bog sich in eine Senke hinein. Eyre konnte seinen Wagen noch sehen. Das Fahrzeug erreichte in diesem Augenblick den neuen Friedhof. Die Bremsleuchten flammten auf.

Das Auto hielt an.

Vor dem Friedhof!

Charles Eyres Beine kurbelten wie von Sinnen. Da es bergab ging, erreichte der Mann mit dem Rad eine Geschwindigkeit von mehr als vierzig Stundenkilometern. Er raste dem finsteren Friedhof entgegen, lenkte auf seinen Wagen zu und bremste so spät wie möglich. Dann aber so kräftig, daß er um ein Haar im Straßengraben gelandet wäre. Achtlos ließ er das Fahrrad fallen.

Schwer atmend legte er die letzten Meter zurück. Die Tür auf der Fahrerseite war offen. Der Kofferraumdeckel ebenfalls. Doch sowohl der Wagen als auch der Kofferraum waren leer.

Sonderbar, dachte Charles Eyre.

Er wischte sich verwirrt über die Augen. Wo befand sich die Person, die seinen Wagen gestohlen hatte? Wo war die Person, die der Dieb getragen hatte? Auf dem Friedhof?

Eyre drehte sich um. Sein Blick tastete an der niedrigen Friedhofsmauer entlang. Gras und Unkraut raschelten gespenstisch, als der Wind darüberstrich. Eyre fiel auf, daß auch die Friedhofstür offenstand. Er mußte mit seinem Verdacht also richtig liegen.

Angst schnürte ihm den Hals zu.

Nicht Angst um sich selbst, nein, er dachte an seine Frau und an seine Tochter. Er glaubte zu wissen, daß einer von beiden etwas Entsetzliches zugestoßen war. Und nun hatte der Unbekannte sein Opfer hierher gebracht. Um es in aller Heimlichkeit zu verscharren.

Eyres Zungenspitze huschte aufgeregt über die Lippen.

Er war kein starker Mann, aber wenn es sein mußte, setzte er seine Fäuste bedenkenlos ein. Nervös ballte er die Hände, ging vom Wagen weg und auf das Friedhofstor zu.

Wie tote, auf dem Boden liegende Körper sahen die Gräber aus.

Düster schimmerten manche Grabsteine. Hin und wieder flackerte in einer Laterne eine niedergebrannte Kerze. Die letzten Zuckungen. Bald würden alle Flammen erloschen sein. Charles Eyre grub die Zähne in die Oberlippe.

Mißtrauisch schaute er sich um.

Nichts.

Doch plötzlich drang ein Geräusch an sein Ohr. Es hörte sich an, als würde jemand einen Spaten ins Erdreich stoßen. Es knirschte leise. Und dieses Knirschen wies dem Mann den Weg. Er wußte jetzt, welche Richtung er einschlagen mußte.

Alte Bäume ragten auf dem Friedhof auf. Man hatte sie nicht entfernt, sondern mit in den Gottesacker einbezogen. Weit breiteten sie ihre Kronen aus, als wollten sie die Toten schützen.

Wasser tropfte stetig in einen Betonbottich.

Obwohl man sagen konnte, es war still auf dem Friedhof, gab es doch zahlreiche leise Geräusche. Das spukhafte Rauschen der Bäume, das gespenstische Schleifen der Fliederbuschblätter in Eyres Nähe, das unheimliche Klappern einer offenen Laternentür…

Das Knirschen des Spatens vernahm Charles Eyre nicht mehr.

Aber er behielt die eingeschlagene Richtung bei. Sein Unterbewußtsein befürchtete einen Angriff. Er war auf der Hut. Seine Sinne waren nach allen Seiten ausgerichtet. Er hätte jedes verdächtige Geräusch sofort wahrgenommen, doch es gab keines.

Ein hoher Gedenkstein ragte vor ihm auf.

Er schritt gespannt daran vorbei. Plötzlich übersprang sein Herz einen Schlag. Der Atem stockte ihm. Er sah eine Gestalt!

Doch gleich darauf atmete Charles Eyre erleichtert auf. Die Gestalt wollte ihm nichts Böses. Sie konnte sich auch nicht bewegen. Es handelte sich um eine Engelsstatue, die mit gefalteten Händen neben einem gepflegten Grab stand und über den Verstorbenen, der hier beerdigt war, wachte.

Eyre schluckte.

Nimm dich zusammen, sagte er sich. Sonst drehst du hier durch.

Jetzt hatte der Engel nichts Unheimliches mehr für ihn. Eyre lehnte sich sogar kurz an die Steinfigur und schaute über ihre Schulter.

Dann ging er weiter.

Bis er zu einem offenen Grab kam. Dort traf ihn der Schock mit schmerzhafter Wucht. Er sah einen Menschen auf dem Boden liegen. Eine Frau. Sie trug Jacquelines Morgenmantel.

»Jacqueline!« stöhnte der Mann.

Er mußte das Schlimmste befürchten. Jacqueline – hier, neben dem offenen Grab! Das konnte nur heißen, daß… sie nicht mehr lebte.

»O mein Gott!« preßte Eyre aufgeregt hervor.

Er machte zwei verzweifelte Schritte vorwärts, um das Gesicht der Frau zu sehen.

Da sprang ihn das nackte Grauen an.

Das Gesicht seiner Frau war entsetzlich entstellt. Eine fürchterliche Glut hatte es verwüstet.

Aber das Schlimmste daran war, daß dieses Gesicht nur noch ein Auge hatte – und zwar in der Mitte der Stirn, über der Nasenwurzel!

***

Sie war tot. Eyre brauchte kein Arzt zu sein, um das festzustellen.

Ein wahnsinniger Schmerz drohte seine Brust zu zerreißen. Er fiel neben Jacqueline auf die Knie und konnte nicht verstehen, wieso seine Frau so gräßlich aussah.

»Was ist passiert?« fragte er schluchzend. »Wer hat das getan, Jacqueline?«

Doch seine Frau konnte ihm nicht mehr antworten. Reglos lag sie auf dem Boden. Im weichen Erdreich steckte der Spaten, der Charles Eyre die Richtung gewiesen hatte.

Dem Mann rieselte es plötzlich eiskalt über den Rücken. Jacquelines Mörder befand sich noch auf dem Friedhof. Irgendwo lag er auf der Lauer. Bestimmt beobachtete er ihn.

Eyre sprang auf. Wut und Verzweiflung folterten ihn. Er drehte sich um die eigene Achse. Wo steckte der gottverdammte Kerl.

Warum hatte er das getan? Aus welchem Grund mußte Jacqueline sterben? Sie konnte keiner Fliege etwas zuleide tun, war eine brave, anständige Frau gewesen, hilfsbereit und gut.

»Wo bist du?« brüllte Eyre in ohnmächtigem Zorn. »Warum versteckst du feige Kreatur dich vor mir? Hast du nicht den Mut, mir entgegenzutreten?«

Stille.

Nur der Wind säuselte unheimlich.

»Wenn ich dich erwische, bringe ich dich um!« schrie Charles Eyre, während seine Augen in Tränen schwammen.

Nach dem Verlust der ersten Frau hatte er geglaubt, nie mehr glücklich sein zu können. Lange Zeit hatte er sich nicht vorstellen können, eine andere Frau an seiner Seite zu haben. Aber dann war Jacqueline in sein Leben getreten, und er hatte sich an sie gewöhnt.

Und nun dieser entsetzliche Schicksalsschlag. Er hatte die zweite Frau verloren. Und wie sie aussah. Grauenvoll. Wie war so etwas möglich? Wieso hatte Jacqueline nur noch ein Auge?

Eyre packte den Spaten und riß ihn aus der Erde. Seine Augen

versprühten nackten Haß. Er war entschlossen, die Bestie, die seine Frau ermordet hatte, zu töten. Wie einen räudigen Hund wollte er den Mörder erschlagen.

»Komm hervor!« schrie er. »Ich weiß, daß du noch da bist! Ich will dich sehen!«

Auf einmal: Schritte.

Hinter Charles Eyre.

Der Mann kreiselte wie von der Natter gebissen herum. Er schwang den Spaten hoch, war bereit, zuzuschlagen. Da trat ihm Myriam, seine Tochter, entgegen.

***

Er sah sie verdattert an. »Du?« Langsam ließ er den Spaten sinken.

Er konnte sich nicht vorstellen, daß Myriam etwas mit Jacquelines Tod zu tun hatte. Er vermutete, daß sie aus einem ähnlichen Grund wie er auf den nächtlichen Friedhof gekommen war. »Was… was tust du hier, Myriam?« fragte er mit belegter Stimme.

Das Mädchen antwortete nicht, kam näher. Ernst und unbewegt war ihre Miene. Sie blickte ihren Vater durchdringend an. Ihr Blick gefiel ihm nicht. Was war da in ihren Augen? Ein böser, gemeiner Ausdruck?

Er streckte die linke Hand aus. »Geh nicht weiter, Myriam.«

»Warum nicht?« fragte das Mädchen.

»Deine Mutter…«

»Du meinst meine *Stiefmutter*!« korrigierte sie ihn hart.

»Ja. Sie… sie … Oh, es ist so entsetzlich. Ich möchte nicht, daß du Jacqueline so siehst.«

»Was ist denn mit ihr?« fragte Myriam scheinheilig.

»Jemand hat sie… umgebracht«, sagte Charles Eyre stockend.

»Er hat sie in meinem Wagen hierher gefahren, wollte sie in diesem frischen Grab verscharren. Bist du eben erst eingetroffen? Hast du niemanden gesehen? Der verfluchte Kerl muß sich noch auf dem Friedhof befinden.«

»Wieso glaubst du, daß es sich um einen Mann handelt?« fragte Myriam, ohne auf seine Fragen einzugehen.

»Eine Frau kann das unmöglich getan haben. So grausam können Frauen niemals sein. Deine Mutter hat kein Gesicht mehr, Myriam. Es ist weg. Jacqueline ist nicht mehr wiederzuerkennen. Ihr Antlitz ist total verbrannt. Aber das Schrecklichste ist… daß sie … daß sie nur noch … ein Auge hat.«

»Wie ein Zyklop«, stellte Myriam eisig fest.

»Mein Gott, du redest, als würde dich das überhaupt nicht berühren, Myriam!« ächzte Charles Eyre.

»Tut es auch nicht!« behauptete das Mädchen mit schmalen Lippen.

Er erschrak. »Was sagst du da? Habe ich mich verhört?«

»Ganz und gar nicht.«

»Es… es tut dir nicht leid um Jacqueline? Himmel, was bist du für eine herzlose Person? Selbst wenn ein mir völlig fremder Mensch auf diese schreckliche Weise sein Leben verlieren würde, wäre ich erschüttert.«

Myriam hob trotzig den Kopf und sah ihrem Vater kalt in die Augen. »Mir geht es nicht einen Millimeter unter die Haut.«

»So sehr hast du Jacqueline gehaßt?«

Myriam lachte spöttisch. »Du armer Teufel. Du hast ja keine Ahnung, was gespielt wird.«

»Dann sag es mir!« verlangte Eyre heiser.

»*Ich* habe Jacqueline umgebracht!«

»Du?« Er schüttelte heftig den Kopf. »Nein, Myriam. Nein, das glaube ich nicht!«

»Es ist aber so.«

»Warum solltest du so etwas Entsetzliches getan haben?«

Sie grinste ihn höhnisch an. »Vielleicht hatte ich meine Gründe dafür.«

»Womit solltest du Jacqueline so schrecklich entstellt haben?«

»Damit«, sagte das Mädchen ruhig und hob die rechte Hand.

Charles Eyre sah eine leere Handfläche. »Womit denn?« fragte er gepreßt.

Da rief das Mädchen Zakattas Namen, und das glühende Zyklopengesicht wurde sichtbar!

***

Eyre wich einen Schritt zurück. »Jesus, was ist das?«

»Das Zeichen des Zyklopen!« antwortete Myriam kalt lächelnd.

»Damit kann ich jeden Menschen töten.«

»Damit hast du Jacqueline…?«

»Ganz recht. *Damit* habe ich es getan.«

»Aber warum?«

»Weil Zakatta menschliche Energien braucht. Er wird auch deine kriegen.«

Eyre fuhr sich unwillkürlich ans Herz. »Du willst auch mich…? Deinen eigenen Vater?«

»Was ist schon so Besonderes an dir? In meinen Augen bist du nichts weiter als ein brauchbares Opfer für Zakatta. Du weißt es nicht. Seit langem gehöre ich der geheimen Zyklopen-Sekte an, die es in Bodmoor gibt. Unermüdlich haben wir die Hölle beschworen, und heute nacht hat sie uns endlich gehört. Phorkys, der Vater der Ungeheuer, ist uns erschienen und hat Zakatta, den Zyklopen, erschaffen. Ich bin seine Dienerin, und ich gehorche nur noch seinen Befehlen. Zakatta wollte, daß wir töten. Und ich führe seinen Befehl

aus, wobei es mich nicht im mindesten stört, ob es Stiefmutter, Vater oder irgendein Freund ist, der sein Leben verliert!«

Eyre starrte seine Tochter voller Abscheu an. »Großer Gott, was für eine gefährliche Schlange habe ich da großgezogen?«

Eine heiße Zornwelle stieg in ihm hoch. Er sah rot. Dieses Mädchen war eine eiskalte, gewissenlose Mörderin. Eine Bestie in Menschengestalt! Sie hatte kein Recht, zu leben. Er aber hatte das Recht, ja sogar die Pflicht, ihr das Leben, das er ihr einst gegeben hatte, wieder zu nehmen.

Mit einem krächzenden Aufschrei stürzte er sich auf seine Tochter. Er wollte ihr mit dem Spaten den Schädel spalten.

Da löste sich das Glutgesicht von Myriams Handfläche.

Das Mädchen trat zurück.

Es brauchte nichts mehr zu tun. Was nun passieren sollte, konnte sie dem anwachsenden Zyklopengesicht überlassen. Die Glutfratze hing zwischen Myriam und ihrem Vater in der Luft. Der Mann war fast blind vor Wut. Er kannte nur noch ein Ziel: die Zerstörung dieses verdorbenen Lebens!

Aber zuvor wollte er das Zyklopengesicht zerstören.

Das Spatenblatt schnitt von oben nach unten durch die Luft. Es erreichte die Glutfratze. Sie schien lediglich aus glühender Luft zu bestehen. Ohne Widerstand fegte der Spaten durch das Horror-Antlitz hindurch, sauste herab und hackte in den Friedhofsboden.

Myriam lachte teuflisch. »Denkst du, du bist Zakattas Ebenbild gewachsen?«

»Ich bringe dich um!« schrie Charles Eyre außer sich vor Zorn.

»Du bist nicht mehr länger meine Tochter!«

»Sehr richtig! Weil ich mich von dir losgesagt habe! Weil ich mich von dir trenne! Weil Zakatta dich töten wird!« geiferte das Mädchen.

Eyre riß den Spaten wieder hoch. Er schlug nicht noch einmal nach der schrecklichen Fratze, sondern versuchte an ihr vorbeizukommen. Sein ganzer Haß richtete sich gegen Myriam, die zur gefährlichen Furie geworden war. Doch das Glutgesicht ließ ihn nicht zu dem Mädchen. Es griff ihn an, stürzte sich förmlich auf ihn. Er ging in die Hocke, federte zurück, stieß mit dem Spaten zu, obwohl es keinen Sinn hatte.

Das Metallblatt durchstieß das unheimliche Gesicht, ohne auch nur die geringste Wirkung zu erzielen.

Es fegte heran.

Eyre warf sich schreiend zur Seite. »Neiiin!« brüllte er.

Die Glutfratze verfehlte ihn nur knapp. Er ließ den Spaten fallen, als er den Gluthauch der Hölle spürte. Jetzt hatte nur noch ein Gedanke in seinem Kopf Platz: Flucht!

Er federte hoch und wollte starten.

Doch die einäugige Fratze ließ ihn nicht entkommen. Sie wischte durch die Dunkelheit und klatschte im nächsten Augenblick voll auf sein Gesicht. Das konnte Charles Eyre einfach nicht überleben.

***

Wir saßen im Privathubschrauber meines Partners. Früh am Morgen hatten wir London verlassen, und kurz vor neun Uhr sagte Tucker Peckinpah zu mir: »In wenigen Minuten sind wir in Bodmoor.«

»Herrliche Gegend«, sagte ich und blickte nach unten. Der Schatten des Helikopters glitt über hohe Bäume.

»Viele tückische Sümpfe«, meinte Peckinpah auf die Landschaft weisend. »Das dort drüben wird zum Beispiel Todesmoor genannt.«

»Aus einem bestimmten Grund?« wollte ich wissen und schob mir ein Lakritzenbonbon in den Mund.

»Nach alten Legenden soll in diesem Moor einst ein schrecklicher Zyklop gehaust haben. Er hat in seiner Umgebung Angst und Schrecken verbreitet. Viele Menschen fielen ihm zum Opfer.«

»Wie hat man ihn vernichtet?« wollte ich wissen. Die Antwort interessierte mich.

Doch Tucker Peckinpah schüttelte den Kopf. »Der Zyklop wurde niemals vernichtet.«

»Dann existiert er also noch.«

»Schon möglich. Aber nicht mehr im Moor.«

»Und wieso nicht?«

Der Industrielle zuckte mit den Achseln. »Niemand weiß es. Eines Tages war der schreckliche Spuk zu Ende.«

Ich konnte mir zusammenreimen, was geschehen war. Asmodis benötigten den Zyklopen woanders und zog ihn deshalb von hier ab. Die Hölle setzte den Einäugigen entweder in einem anderen Land ein, oder in einer anderen Dimension. Auch das kam häufig vor.

Auch Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, verrichtete seine grausamen Taten nicht nur auf der Erde. Er hatte seine Knochenhände auch in anderen Welten im Spiel. Genauso verhielt es sich mit Phorkys, dem Vater der Ungeheuer, oder Mago, dem Schwarzmagier, oder Atax, der Seele des Teufels. Sie alle waren nicht nur bei uns sehr aktiv.

Peckinpah nahm seine Zigarre aus dem Mund und stieß mich mit dem Ellenbogen an. Er wies mit dem Zigarrenstummel nach vorn.

»Bodmoor!« sagte er.

Ich sah die Häuser des 800-Seelen-Dorfs, den neuen Friedhof außerhalb, den alten Friedhof neben der Kirche im Zentrum und die große Fabrik, in der Tucker Peckinpahs Geld steckte.

Dahinter erstreckten sich endlose Kohlehalden.

Der Pilot ließ die stählerne Libelle sinken. Es war derselbe Mann, der

Lance Selby und mich von der »Empire« abgeholt hatte. Da Tucker Peckinpah nicht irgendein Niemand war, hatten sich auf dem Dach der Fabrik die Honoratioren des Dorfes eingefunden, um meinen Partner – der mit seinem Geld für eine Menge Arbeitsplätze gesorgt hatte – willkommenzuheißen.

Der Hubschrauberlandeplatz war mit einem großen weißen Kreis markiert. Genau da hinein setzte der Pilot die Maschine. Ich konnte zwar auch mit einer solchen Mühle fliegen, aber so zielsicher wäre ich bestimmt nicht gelandet.

Der Rotor drehte sich noch, als ich die Kanzeltür öffnete und ausstieg. Tucker Peckinpah folgte mir.

Der Bürgermeister – sein Name war Donald Fox, wie ich gleich darauf erfuhr – kam mit seinem Gefolge auf uns zu. Er begrüßte Peckinpah herzlich. Mein Partner machte mich mit ihm und den anderen Leuten bekannt. Unter anderen lernte ich auch Theo Tanassis, den Direktor der Fabrik, einen gebürtigen Griechen mit englischer Staatsbürgerschaft, kennen.

Tanassis war ein großer Mann mit dunkelbraunen Augen und kahlem Schädel. Seine Nase war schief. Eine sympathische Häßlichkeit prägte seine Züge. Als ihm Tucker Peckinpah sagte, ich wäre von Beruf Dämonenjäger, schaute er mich ehrfurchtsvoll an, und als Peckinpah erwähnte, daß ich mich für seine Fabrik interessierte, wäre er mir vor Begeisterung beinahe um den Hals gefallen. Er organisierte sofort eine Betriebsbesichtigung.

Ich sah die Forschungsabteilung, erfuhr, welchen Stand die Wissenschaftler bereits erreicht hatten, und anschließend wurde mir gezeigt, wie die Erkenntnisse der Egg-Heads in der Praxis angewandt wurden. Es war interessant, zu verfolgen, welchen Weg die Kohle nahm, wie sie verarbeitet wurde und welches Produkt schließlich zustande kam.

Ich zeigte mich beeindruckt.

Wir wollten die große Fabrikhalle verlassen.

Da kam es zu einem unerwarteten Zwischenfall.

»Peckinpah!« rief einer der Arbeiter. »Mr. Peckinpah!«

Mein Partner drehte sich um. Ein Mann im blauen Overall näherte sich ihm. Der Ausdruck seiner Augen warnte mich. Er schien meinem Partner nicht grün zu sein. Offensichtlich hatte er etwas gegen den Industriellen. Er schien eine Beschwerde loswerden zu wollen. Theo Tanassis erkannte offenbar die Absicht des Arbeiters.

Er wollte seinem Gast unnötigen Ärger ersparen, deshalb sagte er rasch: »Mr. Peckinpah hat im Moment keine Zeit, Mr. Murcell.«

»Er wird sich Zeit nehmen!« knurrte der Mann.

»Toby Murcell ist ein Hitzkopf«, raunte Theo Tanassis meinem Partner zu. »Ein Querulant. Er wiegelt immer wieder die Arbeiter auf,

ist mit nichts zufrieden. Sie sollten ihn gar nicht anhören.«

Peckinpah hob die Hand. »Es interessiert mich, was Mr. Murcell zu sagen hat.«

Toby Murcells Augen wurden schmal. Er blieb stehen. »Warum sind Sie hier, Mr. Peckinpah?«

»Darüber ist Ihnen Mr. Peckinpah keine Rechenschaft schuldig!«

erwiderte Theo Tanassis scharf. »Was erlauben Sie sich…«

»Mischen Sie sich nicht ein!« schrie Murcell.

»Gehen Sie wieder an Ihre Arbeit!« herrschte ihn Tanassis an.

»Ich denke nicht daran!« zischte Toby Murcell.

»Jetzt ist das Maß endgültig voll!« sagte Tanassis. »Ihr aufsässiges Benehmen reicht mir. Wir haben lange genug Nachsicht geübt. Damit ist es nun Schluß! Sie sind fristlos entlassen! Holen Sie im Personalbüro Ihre Papiere ab und verschwinden Sie!«

Murcell starrte Peckinpah haßerfüllt an, während er zu Tanassis sagte: »Ich bin mit Ihrem Geschäftsfreund noch nicht fertig!«

Tanassis war dieser Auftritt des Arbeiters sichtlich unangenehm.

»Bitte entschuldigen Sie, Mr. Peckinpah«, sagte er verlegen. »Ich weiß wirklich nicht, was in diesen Mann gefahren ist.«

Der Industrielle winkte ab. »Lassen Sie nur.« Er wandte sich an Tony Murcell. »Sagen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben, Mr. Murcell.«

»Ich habe nichts auf dem *Herzen*. Sie Schwein liegen mir im *Magen*!« schrie Murcell.

»Mr. Murcell, ich muß schon bitten!« entrüstete sich Theo Tanassis.

Peckinpah legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm. Zu Toby Murcell gewandt fragte er: »Warum beleidigen Sie mich? Ich habe Ihnen nichts getan.«

Murcells Gesicht verzerrte sich. Ich hatte den Eindruck, der Mann wäre nicht ganz richtig im Kopf, denn plötzlich schrie er:

»Ich bringe dich um, du verdammter Mistkerl!«

Gleichzeitig hob der die Hand. Der Mann rief etwas. Vielleicht *Zakatta*.

Und dann passierte etwas, das mir einen Eissplitter ins Herz trieb.

Auf der Handfläche des Arbeiters erschien die Glutfratze eines Zyklopen, die sich in derselben Sekunde ablöste, größer wurde und auf meinen Partner zuflog.

***

Es war nicht normal, daß ihre Ohnmacht so lange anhielt. Aber was war überhaupt noch normal? Fred Rodin und Herbert Britton, die beiden Drachenflieger, waren in einen schrecklichen Alptraum geraten. Etwas Schlimmes war ihnen zugestoßen, und es sollte noch viel schrecklicher für sie kommen, wobei Britton mit seinem zerschmetterten Handgelenk noch schlechter dran war als sein Freund.

Der Schmerz weckte ihn. Ein glühendes Pochen war in seinem Handgelenk. Als er einen Moment unachtsam war und die Finger bewegte, schrie er heiser auf.

Sonnenlicht stach durch das Laubwerk. Britton fragte sich, wie viele Stunden er ohnmächtig gewesen sein mochte. Er hatte keine Uhr bei sich, schätzte neun bis zehn Stunden. Klar, daß es hierbei nicht mit rechten Dingen zugehen konnte.

Er erinnerte sich an die unheimliche Fratze, die er gesehen hatte.

Ein Zyklopengesicht war es gewesen. Es hatte sich aus dem Todesmoor geformt, und dieses Gesicht hatte irgendwie mit ihrem Absturz zu tun, dessen war Britton sicher.

Der Zyklop hatte ihn und Fred Rodin vom Himmel geholt.

Aus welchem Grund? Warum hatte der Schreckliche das getan?

War es verboten, nachts über das Todesmoor zu fliegen?

Britton hing verdreht in den Gurten. Er versuchte sie loszuhaken.

Es klappte nicht. Über ihm klemmte das Gestänge des Hängegleiters zwischen den Ästen. Die Bespannung bestand nur noch aus Fetzen. Drahtseilverspannungen waren abgerissen. Britton konnte das Fluggerät vergessen. Damit war nichts mehr anzufangen.

Abermals versuchte er sich aus seiner unbequemen Lage zu befreien. Er schaffte es nicht. Und obwohl er sehr aufpaßte, durchzuckte sein Handgelenk doch immer wieder ein quälender Schmerz.

Er fragte sich, wie es nun weitergehen sollte. Was war aus Fred geworden? Hatte der Freund den Absturz auch überlebt? Was würde der Zyklop als nächstes unternehmen? Britton konnte sich nicht vorstellen, daß sich dieses Ungeheuer mit ihrem Absturz zufriedengab. Das dicke Ende würde erst noch kommen. Wie würde es aussehen?

Herbert Britton drehte den Kopf, so weit es möglich war. Er suchte Fred Rodin, konnte ihn jedoch nicht sehen.

»Fred!« rief er. »Freeed!«

Und Fred Rodin hört ihn; er war gerade dabei, die Gurte abzulegen. »Ja, Herbert!« gab er zurück. Auch er konnte den Freund nicht sehen. Die Baumkronen waren zu dicht.

Er hatte keine Ahnung, daß der Zyklop an ihrem Fall vom Himmel schuld war. Für ihn war das Unglück immer noch nicht erklärbar.

»Bist du okay, Herbert?« rief er.

»Mein Handgelenk ist gebrochen! Ich hänge hier verloren in den Ästen und kann mich nicht befreien!«

»Warte, ich komme!« Rodin klickte den zweiten Metallverschluß auf. Damit löste er die Verbindung zum Fluggerät. Auch ihm war es ein Rätsel, wieso die Ohnmacht so lange gedauert hatte, doch er hatte im Moment keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen.

Herbert brauchte Hilfe. Er wollte ihn so schnell wie möglich aus seiner mißlichen Lage befreien.

Zum Glück waren seine Glieder heil. Er hatte nur ein taubes Gefühl in den Beinen, aber das verging, als er sie mehrmals belastete.

Vorsichtig kletterte er an den Ästen hinunter. Sie waren dicht angeordnet. Man brauchte kein Akrobat zu sein, um rasch den Waldboden zu erreichen. Unten angekommen, nahm Fred Rodin den Sturzhelm ab. Er ließ ihn achtlos fallen und blickte an sich hinunter.

Der silbergraue Overall war an vielen Stellen eingerissen. Rodin sah blutige Schrammen auf seiner Haut, aber er hatte keine Schmerzen.

Er eilte in die Richtung, aus der vorhin die Stimme seines Freundes an sein Ohr gedrungen war, und erreichte den Baum, in dessen Krone Herbert Britton hoch oben hing.

Behend kletterte er hinauf. »Sind die Schmerzen schlimm?« fragte er.

»Es tut verdammt weh, aber ich werde versuchen, nicht zu jammern«, erwiderte Britton.

»Mir ist das alles ein Rätsel.«

»Mir nicht«, entgegnete Britton.

»Du hast eine Erklärung für unseren Absturz?«

»Allerdings.«

»Welche?«

»Mach mich erst mal los. Wie lange soll ich hier den noch herumhängen?«

»Ja, natürlich. Sofort.« Rodin versuchte die Verschlüsse aufzukriegen. Bei einem schaffte er es mit großer Kraftanwendung. Der andere war jedoch so sehr deformiert, daß er nicht zu lösen war.

Aber Rodin wußte sich zu helfen. Er holte ein kleines Messer aus der Overalltasche und schnitt damit den Gurt durch. »So«, sagte er.

»Jetzt bist du frei. Komm, ich helfe dir beim Hinuntersteigen. Halt dich an mir fest.«

»Faß meinen linken Arm nicht an!« keuchte Briton.

»Selbstverständlich nicht. Wofür hältst du mich? Für einen Folterknecht?«

»Ich wollte dich nur erinnern…«

»Nicht nötig. Wir werden das Gelenk schienen, sobald wir unten sind.«

Mühsam kletterte Fred Rodin mit seinem Freund nach unten.

Britton rutschte von einem Ast ab. Er kippte nach hinten, stieß einen erschrockenen Schrei aus, doch Rodin packte blitzschnell fest zu und riß ihn an sich, womit er ihm den Sturz in die Tiefe ersparte.

Sie benötigten zehn Minuten, um festen Boden unter die Füße zu kriegen. Rodin nahm dem Freund den Sturzhelm ab. Britton setzte sich.

Rodin suchte in der Umgebung nach geeignetem Holz für die Stütze. Sobald er gefunden hatte, was er brauchte, kehrte er zu Herbert Britton zurück. Er schnitt Streifen von seinem Overall ab und schiente

geschickt das gebrochene Handgelenk. Jetzt, wo es sich nicht mehr bewegen ließ, fühlte sich Britton etwas besser. Er wischte sich seufzend die Schweißtropfen von der Stirn. Und er schaffte sogar ein schiefes Grinsen.

»Menschenskind, wir sind vielleicht zwei Idioten«, sagte er. »Wir haben mal wieder die Gefahr herausgefordert, und sie ließ es sich diesmal nicht gefallen.«

Rodins Brauen zogen sich zusammen. »Bei diesem Absturz ging es nicht mit rechten Dingen zu. Ich hatte den Eindruck, mein Hängegleiter würde von jemand anders gelenkt.«

Britton nickte. »Genau das ist auch geschehen.«

»Erkläre mir das genauer«, verlangte Rodin.

»Wir sind nicht vom Himmel gefallen, weil wir plötzlich das Drachenfliegen nicht mehr beherrschten, Fred.«

»Was war der Grund?«

»Er hat uns heruntergeholt!«

»Er? Wer?«

»Der Zyklop im Todesmoor!«

Rodin seufzte. »Sag mal, hat dein Kopf trotz des Sturzhelms etwas abgekriegt?«

»Du sagtest doch vorhin selbst, es ging beim Absturz nicht mit rechten Dingen zu.«

»Das war bloß so dahergeredet.«

»Damit hast du den Nagel aber haargenau auf den Kopf getroffen. Es waren übernatürliche Kräfte im Spiel, Fred. Eine böse Macht hat auf unsere Hängegleiter eingewirkt. Wir konnten tun, was wir wollten, der Absturz war einfach nicht zu verhindern. Der Zyklop wollte uns haben.«

»Hör auf mit dem Blödsinn, Herbert«, sagte Fred Rodin unwirsch.

»Ich habe ihn gesehen, Fred!« behauptete Britton. »Das gesamte Todesmoor war eine riesige Zyklopenfratze, die mich angrinste.«

»Deine Sinne müssen dir einen Streich gespielt haben.«

»Kennst du denn die Geschichten nicht, die man sich über dieses Moor erzählt?«

»Doch, und daran hast du wahrscheinlich gedacht, als du darauf zuflogst. Und dein Geist ließ dich dann dieses Zyklopengesicht sehen.«

»Junge, du solltest mir glauben.«

»Das kann ich nicht. Nicht, wenn du mir eine so haarsträubende Geschichte auftischst.«

»Sie ist noch nicht zu Ende«, behauptete Britton.

»Hast du noch ein Schauermärchen auf Lager?«

»Nein, aber der Zyklop hat uns nicht ohne Grund vom Himmel geholt, Fred. Der hat noch was mit uns vor.«

»Menschenskind, du hast bei dem Sturz ja wirklich einen Zacken

eingebüßt.«
»Er befindet sich im Todesmoor«, sagte Britton ernst. »Und er wartet auf uns!«
»Okay, dann wollen wir ihn nicht länger warten lassen«, meinte Rodin und bleckte die Zähne. Für ihn war das, was sein Freund sagte, nichts weiter als wirres Zeug.
Britton sah ihn erschrocken an. »Du willst doch nicht wirklich…«
»Wir müssen nach Bodmoor«, stellte Fred Rodin fest. »Und der kürzeste Weg dorthin führt am Todesmoor vorbei, wie du weißt.«
»Wir sollten froh sein, daß wir noch am Leben sind, und einen großen Bogen um den Sumpf machen, Fred.«
Rodin war dem Freund beim Aufstehen behilflich. »Hab keine Angst. Was du gestern nacht gesehen hast, war nichts weiter als eine Halluzination.«
»Aber wir sind nicht grundlos vom Himmel gefallen, Fred!«
»Dafür gibt es bestimmt eine Erklärung. Wir werden darüber nachdenken, sobald wir in Bodmoor sind. Komm jetzt. Wir haben ein weites Stück zu gehen.«
Britton folgte widerwillig seinem Freund. Er wußte, daß die Erscheinung im Moor keine Sinnestäuschung gewesen war, wollte Fred mit einer starren Behauptung jedoch nicht verärgern, deshalb schwierig er. Aber er hatte Angst, und je näher sie dem Moor kamen, desto größer wurde sie.
Die Sonne verschwand. Dunkelgraue Wolken zogen auf. Rodin blickte mit gerümpfter Nase nach oben und meinte: »Wenn das runterkommt, ertrinken sogar die Enten.«
Die Bäume traten zurück, und gleich darauf erstreckte sich vor den beiden Drachenfliegern das unheimliche Moor. Eingebettet in den dichten Wald. Tückisch, den Geruch von Fäulnis verströmend.
Fred Rodin blieb stehen. »Das ist es also, das Todesmoor. Sieht wirklich furchterregend aus. Wenn man den Geschichten glauben darf, haben hier in der Vergangenheit viele Menschen ihr Leben verloren. Ein Ungeheuer hat sie in den Sumpf geholt.«
»Du meinst, das stimmt nicht, wie?« sagte Britton heiser.
»Ich sehe mir so etwas ganz gern mal im Kino an. Aber in Wirklichkeit – nee –, in Wirklichkeit lehne ich solche Schauermärchen ab.«
Mit geweiteten Augen betrachtete Herbert Britton den Sumpf.
»Er ist da, Fred. Ich fühle seine Nähe.«
»Gar nichts fühlst du, du bildest dir das lediglich ein.«
»Woher willst du das denn wissen!« blaffte Britton ärgerlich.
»Es gibt keine Ungeheuer. Das sind Ammenmärchen aus längst vergangenen Tagen. In unserer nüchternen Zeit haben solche Geschichten nichts mehr verloren. Wann hat der Zyklop angeblich

zuletzt zugeschlagen? Irgendwann im vergangenen Jahrhundert. Oder noch früher.«

Britton schüttelte langsam den Kopf. »Nein, Fred, du irrst dich. Zuletzt hat er gestern nacht zugeschlagen, und wir fielen ihm zum Opfer.«

Rodin wollte den Freund auslachen, doch dieses Lachen blieb ihm im Hals stecken, als er sah, was in derselben Sekunde passierte.

***

Der Sumpf geriet mit einemmal in Bewegung. Eine unvorstellbare Kraft rührte den Brei um. Jetzt weiteten sich auch Fred Rodins Augen. Fassungslos verfolgte er das Schauspiel.

»Siehst du's?« keuchte Herbert Britton entsetzt. »Siehst du's?«

Und wie Rodin es sah.

Das Moor schwappte hoch. Der Schlamm wurde von unten emporgedrückt, und eine riesige Gestalt tauchte auf. Zuerst lag sie auf dem Sumpf, aber dann richtete sie sich steif wie ein Brett auf.

Klatschend fiel der zähe Brei von dem unheimlichen Wesen ab, und die beiden Drachenflieger sahen sich einem einäugigen Monster gegenüber, das sie mordlüstern anstarrte.

Trotz ihres Schwergewichts stand die Bestie auf der Oberfläche des Moors.

Brittons Herz hämmerte aufgeregt gegen die Rippen. »Glaubst du mir jetzt?« stöhnte er.

»Jedes Wort!« gab Fred Rodin kleinlaut zurück.

Das Höllenwesen setzte sich in Bewegung.

»Es kommt!« schrie Britton verstört. »Wir müssen fliehen!« Er kreiselte herum.

Patsch! Patsch! Patsch!

Das waren die Schritte des Ungeheuers hinter den Drachenfliegern. Sie waren in die Falle des Zyklopen gegangen, und Zakatta wollte seine Opfer nicht entkommen lassen.

Rodin und Britton rannten am Sumpfrand entlang. Plötzlich ein Schlammloch unter Brittons Füßen. Er sank sofort ein, konnte nicht mehr weiterlaufen.

»Fred!« brüllte er in höchster Not.

Rodin – schon sechs Meter weiter – blieb stehen und drehte sich um. Der Freund steckte in einem Sumpfloch – und der Zyklop war ihm schon erschreckend nahe…

***

Die Glutfratze, losgeschickt von Toby Murcell, fegte lautlos durch die Luft. Alle hielten entgeistert den Atem an. Niemand reagierte.

Gleich würde das glühende Gesicht meinen Partner erreichen. Mir gerann das Blut in den Adern. Ich übersprang die Schrecksekunde, die

alle anderen – auch Peckinpah – lähmte, und handelte.
Blitzschnell sprang ich zu Tucker Peckinpah. Er erhielt von mir einen derben, kraftvollen Stoß, der ihn weit zur Seite beförderte. Es war keine Zeit, sanft mit ihm umzugehen. Alles mußte sehr schnell gehen, denn es lag auf der Hand, daß hier Höllenkräfte am Werk waren. Ich hielt Toby Murcell für einen Diener des Bösen und war sicher, mit diesem Verdacht richtig zu liegen.
Donald Fox, der Bürgermeister, fing Tucker Peckinpah verdattert auf. Es war ein Reflex, daß er dem Industriellen unter die Arme griff.
Theo Tanassis schien zur Salzsäule erstarrt zu sein. Perplex verfolgte er, was passierte.
Kaum hatte ich meinem Partner den rettenden Stoß versetzt, da stürzte sich die einäugige Glutvisage auf mich.
Ich tauchte unter ihr weg. Sie fegte über meinen Kopf. Ich spürte die sengende Hitze, die davon ausging, und ich konnte mir vorstellen, wie mein Gesicht aussah, wenn sich diese Horrorfratze darauflegte.
Daß sie mich zum einäugigen Leichnam gemacht hätte, ahnte ich jedoch nicht.
Ich federte hinter dem Zyklopengesicht gleich wieder hoch. Wir wandten uns beide um. Ich erwartete die Fratze mit zum Schlag erhobener Faust. Da schwarze Magie im Spiel war, mußte ich gegen sie mit meinem magischen Ring punkten können. Hoffentlich war die Kraft in meinem Ring groß genug, um mit dem Glutgesicht fertigzuwerden.
Die Fratze schoß heran.
Ich schlug zu.
Meine ganze Kraft legte ich in diesen Schlag.
Der schwarze Stein meines Ringes klirrte gegen das Gesicht des Einäugigen, das hart wie Metall war. Es zischte. Die Glut erlosch augenblicklich. Die Fratze erstarrte zur Reglosigkeit und zerplatzte mit einem ekelhaften Geräusch.
Geschafft.
Die Gefahr war gebannt.
Nun wollte ich mir Toby Murcell vornehmen. Doch der Mann war verschwunden. »Wo ist Murcell?« fragte ich hastig.
Tanassis schüttelte verstört seinen kahlen Kopf. »Ich habe keine Ahnung, Mr. Ballard. Eben war er noch da… Mein Gott, das ist alles so schrecklich. Ich verstehe es nicht …«
Irgend jemand sagte mir, welchen Fluchtweg Murcell eingeschlagen hatte. So billig sollte der Bursche nicht davonkommen. Er hatte um ein Haar meinen Partner umgebracht. Dafür wollte ich ihm die Rechnung präsentieren. Und natürlich hatte ich ihm auch ein paar Fragen zu stellen. Zum Beispiel interessierte mich, wie er zu diesem Glutgesicht gekommen war, das er als gefährliche Waffe gegen seine

Mitmenschen einsetzen konnte.
Ich rannte durch einen breiten Gang.
Eine offene Tür.
Ich stürmte nach draußen.
Kohlenhalden.
Dazwischen verschwand in diesem Augenblick Toby Murcell. Ich folgte ihm. Mein häufiges Jogging-Training machte sich wieder einmal bezahlt. Toby Murcell konnte weder schneller noch ausdauernder laufen als ich. Ich holte auf. Murcell warf einen gehetzten Blick über die Schulter zurück. Als er mich erblickte, schlug er einen Haken nach rechts und krabbelte auf allen Vieren an der Flanke eines riesigen Kohlenberges hoch.
Ich hatte keine andere Wahl; wenn ich ihn kriegen wollte, mußte ich hinterher.
Schon nach wenigen Sekunden waren meine Hände schwarz.
Unter meinen Schuhen rutschten die schwarzen Brocken immer weg, ich verlor den Halt, fiel. Toby Murcell erging es nicht anders.
Dicker Kohlestaub legte sich auf meinen Hals. Hustend kämpfte ich um jeden Zentimeter, der mich näher an Murcell heranbrachte.
Über mir seine Beine.
Ich hechtete nach einem, packte es mit beiden Händen. Er hämmerte mir den Schuhabsatz gegen den Kopf. Ich mußte sein Bein benommen loslassen. Er setzte die Flucht fort. Ich ließ mich nicht abhängen. Fast gleichzeitig erreichten wir den Gipfel des Kohlenbergs.
Murcell verlor die Lust am Weglaufen.
Er drehte sich mit haßsprühenden Augen um. Seine Arme pendelten hin und her. Die Schultern waren nach vorn geneigt.
»Warum haben Sie das getan, Murcell?« fragte ich ihn schwer atmend. »Warum wollten Sie Tucker Peckinpah umbringen?«
»Weil er ein erklärter Feind der schwarzen Macht ist!« antwortete Toby Murcell fauchend.
»Das bin ich ebenfalls.«
»Du kommst auch dran!« bellte der Mann im Overall, hob die rechte Hand und brüllte: »Zakatta!«
Im selben Moment sah ich wieder eine einäugige Glutfratze auf mich zusausen. Verdammt noch mal, wie viele solcher Gesichter konnte Murcell schaffen? Waren dem keine Grenzen gesetzt? Der Mann war gefährlicher, als ich angenommen hatte. Ich ging in Abwehrstellung.
Die Glutfratze fegte heran, zog knapp vor mir eine Schleife und griff mich von links an. Ich wich zurück. Die Kohlen rutschten unter meinen Füßen weg. Ich konnte mich nicht auf den Beinen halten, verlor das Gleichgewicht und knallte auf die schwarzen Brocken.
»Zakatta!« schrie Toby Murcell wie verrückt. »Töte ihn! Töte ihn!«
Und Zakatta, der Glutzyklop, wollte das auch unverzüglich tun.

Er fiel meinem Gesicht entgegen. Ich rollte zur Seite. Die Fratze klatschte auf die Kohlen, und der Brennstoff glühte sofort auf. Das Gesicht des Zyklopen attackierte mich sofort wieder. Ich hatte Mühe, auf die Beine zu kommen. Mein Faustschlag verfehlte die verdammte Visage. Die Zyklopenfratze tanzte auf und nieder. Ich schlug noch zweimal nach ihr, hieb aber wieder nur Löcher in die Luft.

Und Zakattas Visage versuchte aus meiner Erfolglosigkeit Kapital zu schlagen.

Sie griff mit einem Vernichtungswillen an, der mich erschreckte.

Ich hieb immer wieder nach der Fratze, rutschte aus, fiel aufs Knie, das Glutgesicht fegte heran…

Um Millimeter verfehlte es mich diesmal nur. Das machte es wild. Der nächste Angriff erfolgte frontal, und diesen konnte ich endlich mit meinem Ring stoppen. Ich zertrümmerte diese Fratze genauso wie jene in der Fabrik.

Als Toby Murcell das sah, heulte er vor Wut auf.

Und dann passierte etwas Schreckliches mit ihm.

Er wurde selbst zum Zyklopen!

***

»Freeed!« schrie Herbert Britton verzweifelt. »Hilf mir!« Er streckte dem Freund zitternd die Arme entgegen.

Rodin stand wie vor den Kopf geschlagen da. Konnte überhaupt noch jemand Herbert helfen? War der nicht schon verloren? Das Ungeheuer befand sich bereits dicht hinter ihm. Wenn Fred Rodin zurückeilte, um Britton aus dem Schlammloch zu ziehen, waren sie beide verloren.

»Fred! Warum zögerst du? Du kannst doch deinen Freund nicht im Stich lassen! Fred!« schrie Britton schrill.

Er schaute zurück, sah das einäugige Monster, brüllte seine Todesangst heraus und versuchte sich selbst aus dem Schlamm zu befreien, doch damit wühlte er sich nur noch tiefer hinein.

»Fred, er bringt mich um!« kreischte Britton.

Endlich fiel die Starre von Rodin ab. Nein, er konnte den Freund nicht im Stich lassen. Er rannte zurück. Flehend streckte ihm Britton die Arme entgegen. Rodin war seine allerletzte Hoffnung.

Und Rodin wollte helfen.

Er ließ die Gefahr außer acht, die ihm dabei selbst drohte. Er wußte nur eines: Britton hatte ein Recht auf seine Hilfe.

Daß es für den Freund keine Rettung mehr gab, wollte er nicht wahrhaben.

In diesem Moment erreichte der Zyklop sein Opfer. Er packte Herbert Britton mit einer Hand. Der Mann brüllte vor Entsetzen auf. Zakatta riß ihn aus dem Schlammloch. Britton kreischte, strampelte und zappelte, doch der Zyklop ließ ihn nicht mehr los. Er stieß ein böses

Lachen aus.
Rodin blieb stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.
Zu spät.
Er konnte nichts mehr für Herbert tun.
Er hatte zu lange gezögert.
Erschüttert beobachtete er, was mit Herbert Britton passierte.
Zakatta schleuderte ihn ins Moor. Britton sank ein Stück ein. Er bäumte sich auf. Da setzte ihm der Zyklop seinen Fuß auf die Brust und drückte ihn kraftvoll in den zähen Brei. Einen Augenblick ragte noch Brittons krampfhaft zuckende Hand aus dem Schlamm. Dann verschwand auch sie, und Fred Rodin wurde klar, daß er den Freund nie mehr wiedersehen würde.
Panik erfaßte ihn.
Der Zyklop wollte bestimmt auch ihn auf diese grauenvolle Weise umbringen.
Wie von der Natter gebissen wirbelte er herum und ergriff die Flucht. Blindlings rannte er durch den Wald. Er verlor die Orientierung. Vielleicht lief er bereits im Kreis. Er wußte es nicht.
Er wollte so lange weiterhetzen, bis ihn die Kräfte verließen.

***

Das war ein Hammer.
Toby Murcell war zum einäugigen Monster geworden. Da das Glutgesicht nicht mit mir fertiggeworden war, wollte Murcell die Sache nun selbst in die Hand nehmen. Sein Auge versuchte mich zu durchbohren. Er warf sich mir mit einem Hechtsprung entgegen.
Ich wich nicht schnell genug zurück. Sein Körper prallte gegen meinen. Wir fielen beide. Ich versuchte ihn mit meinem Ring zu treffen, doch er hielt mein rechtes Handgelenk fest. Dadurch war es mir nicht möglich, die Faust gegen den Zyklopen einzusetzen.
Wir wälzten uns auf der Kohle.
Murcell war ungemein kräftig.
Immer wieder drehten wir uns. Mal war er über mir, dann ich wiederum über ihm.
Und dann rollten wir über die Haldenflanke hinunter. Immer schneller.
Unten prallten wir gegen einen breiten Betonsockel. Ich dachte, mein Kreuz wäre entzweigebrochen. Der Schmerz riß mir einen Schrei von den Lippen. Der Aufprall hatte uns getrennt. Ich kämpfte mich hoch. Toby Murcell attackierte mich sofort wieder. Ich war angeschlagen. Mein Schädel dröhnte. Ich war lediglich in der Lage, ein Rückzugsgefecht zu bestreiten, während Toby Murcell mehr und mehr Oberwasser kriegte. Seine Faustschläge trafen mich schmerzhaft. Ich

wehrte mich, so gut ich konnte, doch er schaffte es immer wieder, sich vor meinem magischen Ring in Sicherheit zu bringen.

Einer seiner Treffer riß mich herum.

Mir tanzten Schleier vor den Augen.

Er würgte mich von hinten.

Ich kam nicht frei. Die Atemnot machte mich halb wahnsinnig.

Ich schlug zurück, und – welches Glück – traf mit dem magischen Ring den Kopf meines Gegners. Murcell stöhnte. Augenblicklich ließ er mich los. Ich schraubte mich herum und riß meinen Colt Diamondback, der mit geweihten Silberkugeln geladen war, aus der Schulterhalfter.

»Stop!« schrie ich. »Das Spiel ist aus, Murcell!«

Doch der Zyklop dachte anscheinend, ich könnte ihm mit einer Waffe nichts anhaben. Er kam trotzdem näher.

»Keinen Schritt mehr!« keuchte ich. Der Schweiß zog nasse Bahnen durch den Kohlenstaub, der mein Gesicht bedeckte.

Er fintierte.

Und wuchtete sich mir wieder entgegen. Seine Hände fuhren mir an die Gurgel und drückten brutal zu. Ich hatte keine andere Wahl.

Ich mußte den Stecher meiner Waffe durchziehen, sonst wäre ich erledigt gewesen.

Der Schuß krachte.

Das geweihte Silber stieß den Zyklopen drei Meter zurück. Und dann passierte etwas Schauderhaftes. Toby Murcell beziehungsweise das Monster, das aus ihm geworden war, sackte röchelnd auf die Knie.

Ein Flirren und Flimmern brach aus dem Körper des Einäugigen.

Ein markerschütterndes Stöhnen drang aus dem Mund des Ungeheuers. Das Fleisch löste sich auf. Ich sah ein konvulsivisch zuckendes Skelett vor mir, das klappernd zur Seite fiel und vor meinen Augen langsam verschwand.

Nichts blieb von Toby Murcell übrig.

***

Bleigrau war der Himmel geworden. Ich hob mein vom Kohlenstaub schwarzes Gesicht und schaute nach oben. Schwere Regenwolken hingen über Bodmoor. Ein heftiger Wolkenbruch stand kurz bevor. Der Himmel schien den Dreck von mir abwaschen zu wollen.

Die ersten dicken Tropfen fielen.

Ich eilte in die Fabrik. Eine Menge Gedanken kreisten in meinem Kopf. Toby Murcell war besessen gewesen. Das Böse hatte von ihm Besitz ergriffen, hatte seinen Körper übernommen, und ich fragte mich, ob es eine Möglichkeit gegeben hätte, den Mann zu retten.

Aus Erfahrung wußte ich, daß eine solche Chance für Murcell nicht mehr existiert hatte. Der Mann war der schwarzen Macht zu sehr

verfallen gewesen. Meine Gedanken schweiften weiter. Zum Todesmoor. Dort sollte einst ein gefährlicher Zyklop gehaust haben.

Und heute hatte Toby Murcell ein Zyklopengesicht auf seiner Hand entstehen lassen.

Zakatta!

Das war sein Herr gewesen. Zakattas Macht hatte ihn, zumindest in abgeschwächter Form, ausgefüllt. Der Zyklop mußte Murcell zu einem Diener des Bösen gemacht haben.

Der Zyklop mußte in den Sumpf zurückgekehrt sein.

Diese und viele andere Gedanken beschäftigten mich, während ich mich dorthin begab, wo ich Tucker Peckinpah, Theo Tanassis, den Fabrikdirektor, und Donald Fox, den Bürgermeister, sowie die restlichen Mitglieder der Willkommensdelegation verlassen hatte.

Sie wußten, was passiert war. Sie hatten alle am Fenster gestanden und den Kampf auf Leben und Tod mit angesehen.

Tanassis blickte mich kopfschüttelnd an. »Ich verstehe das nicht, Mr. Ballard. Wie kann ein Mensch sich in ein Monster verwandeln? Wie konnte Murcell diese gefährlichen Glutgesichter entstehen lassen?«

»Mit Hilfe von schwarzer Magie«, antwortete ich. »Wem die zur Verfügung steht, dem ist so gut wie nichts unmöglich.«

»Ich hatte keine Ahnung, daß so etwas Entsetzliches in Toby Murcell steckt«, sagte Theo Tanassis erschüttert. »Ich glaube, niemand in der Fabrik wußte darüber Bescheid.«

Mir stellte sich unwillkürlich die Frage, ob nur Murcell zum Diener des Bösen geworden war. Es konnte ohne weiteres noch mehr Besessene in diesem Dorf geben. Aber darüber sprach ich nicht mit Tanassis. Ich wollte auch die anderen Leute nicht beunruhigen, die um mich herumstanden.

»Ich muß mich noch bedanken«, sagte Tucker Peckinpah.

Ich schmunzelte. »Wofür denn, Partner?«

»Sie wissen schon.«

»Geschenkt.«

»Warum wollte Murcell mich umbringen?«

»Weil Sie ein erklärter Feind der Hölle sind.«

Der Industrielle nickte fest. »Das bin ich in der Tat, und dazu werde ich immer stehen.« Er behauptete das mit sichtlichem Stolz.

»Ich sehe aus wie Mr. Kohlenklau persönlich«, sagte ich.

»Dem Mann kann doch geholfen werden, nicht wahr?« sagte Tucker Peckinpah zu Theo Tanassis.

»Unser Unternehmen verfügt nicht nur über ausreichende Duschanlagen, sondern auch über ein eigenes Schwimmbad.«

Zum Schwimmen war ich nicht nach Bodmoor gekommen, aber nach einer heißen Dusche sehnte ich mich.

»Sie brauchen auch was Neues anzuziehen«, bemerkte Peckinpah. Er

wandte sich an den Fabrikdirektor. »Gibt es in Bodmoor einen Laden…?«

»Mr. Ballard braucht nur zu sagen, was er haben will. Einer meiner Leute wird es ihm besorgen«, beeilte sich Theo Tanassis zu sagen. Er kratzte sich am Hinterkopf. »Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schrecklich unangenehm mir das alles ist.«

»Braucht es Ihnen nicht zu sein«, erwiderte Peckinpah freundlich.

»Sie können schließlich nichts für das, was Toby Murcell getan hat. Ich bin sicher, Tony Ballard wird sich um die Hintergründe kümmern.«

Er hatte recht. Es wäre mir unmöglich gewesen, der Sache nicht auf den Grund zu gehen. Ich wollte wissen, was in Bodmoor gespielt wurde. Befand sich das Dorf schon wieder im Würgegriff des Zyklopen?

Ich mußte damit rechnen.

Ein neuer Gegner war aufgetaucht: Zakatta! Und mein Gewissen sagte mir, daß ich ihn vernichten mußte.

Wieder einmal war aus einer harmlos scheinenden Reise ein Flug ins Abenteuer geworden. Während mir jemand den Weg ins Bad zeigte, besorgte mir ein anderer Mann neue Klamotten. Tucker Peckinpah zog sich mit Theo Tanassis und seinem Mitarbeiterstab in den Konferenzraum zurück, um geschäftliche Dinge zu besprechen.

In der Zwischenzeit wollte ich erfahren, ob in letzter Zeit in Bodmoor seltsame Dinge passiert waren. Am ehesten konnte mir da die Polizei weiterhelfen.

Mit Peckinpah vereinbarte ich, daß ich ihn nach der Konferenz abholen würde.

Während ich dann das heiße Wasser auf mich niederprasseln ließ, öffnete der Himmel über Bodmoor seine Schleusen, und es hatte den Anschein, als wäre an höchster Stelle beschlossen worden, das gesamte Dorf zu ertränken.

Neu eingekleidet – man hatte mir sogar einen Regenmantel besorgt – eilte ich zur Polizeistation. Das Regenwasser spritzte hoch, wenn ich in die Lachen patschte. Es war unmöglich, ihnen allen auszuweichen. Es gab einfach zu viele.

Wie ein begossener Pudel betrat ich das Police Office.

Ich nannte dem Desk Sergeant meinen Namen und weswegen ich gekommen war.

Zwei Minuten später saß ich einem sympathischen Mann gegenüber: Inspektor Hywel Ellis.

»Mistwetter, was?« sagte Ellis.

»Wir Briten sind dafür bekannt, daß wir’s stets kräftig regnen lassen. Dafür ist auch unser Rasen schöner als anderswo«, gab ich lächelnd zurück.

Man hatte den Inspektor bereits telefonisch informiert. Er wußte, was Toby Murcell angestellt hatte und was aus ihm geworden war.

»Sie scheinen im richtigen Moment nach Bodmoor gekommen zu sein, Mr. Ballard«, bemerkte Hywel Ellis. »Mein Gefühl sagt mir schon seit einiger Zeit, daß etwas Schlimmes auf unser Dorf zukommt. Toby Murcell ist nun der Beweis, daß mein Gefühl mich nicht getrogen hat.«

»Er war dem Bösen verfallen«, sagte ich. »Und zwar so sehr, daß sein Körper sogar fähig war, sich zu verändern. Mein Verdacht geht nun dahin, daß es sich um keinen Einzelfall handelt. Was sagen Sie dazu, Inspektor?«

»Kann durchaus sein, daß Sie damit recht haben, Mr. Ballard«, antwortete Hywel Ellis.

»Gibt es so etwas wie eine Zyklopen-Sekte in Ihrem Dorf?« Ohne es zu wissen, hatte ich mit dieser Frage haargenau ins Schwarze getroffen. »Manchmal schließen sich Gleichgesinnte zusammen, denn Einigkeit macht stark. Sie wenden sich gemeinsam den finsteren Mächten zu, und hin und wieder gelingt es ihnen, die Hölle zu aktivieren. Vielleicht ist das auch in Bodmoor geschehen.«

»Ich kann es nicht ausschließen«, seufzte Ellis und erhob sich. Er trat ans Fenster und schaute in den prasselnden Regen hinaus.

»Vielleicht existiert eine solche geheime Sekte in unserem Dorf, aber ich kenne ihre Mitglieder nicht.«

»Hatte Toby Murcell Freunde?« erkundigte ich mich.

»Eric Alexander. Das war sein bester Freund. Aber ob er auch…«

»Gleich und gleich gesellt sich gern«, fiel ich dem Inspektor ins Wort, und ich meinte, daß es auf jeden Fall gut sein würde, wenn ich mir diesen Eric Alexander aus der Nähe ansah.

***

Myriam Eyre war stolz auf das, was sie getan hatte. Stiefmutter und Vater lebten nicht mehr. Deren Energie war auf Zakatta übergegangen. Der Zyklop konnte mit ihr zufrieden sein. Und das war erst der Anfang. Myriam hatte die Absicht, den eingeschlagenen Kurs beizubehalten.

Im ganzen Dorf war bekannt, daß Tucker Peckinpah kommen würde.

Peckinpah, der Multimillionär.

Peckinpah, der Industrielle mit den Goldfingern, der alles, was er anfaßte, in Gold verwandelte.

Peckinpah war aber auch ein Mann, der sich offen gegen die schwarze Macht stellte, der seinen Einfluß und seinen Reichtum gegen die Hölle einsetzte, der einen Dämonenjäger namens Tony Ballard finanzierte, damit dieser sich ausschließlich auf den Kampf gegen Geister und Dämonen konzentrieren konnte. Auch das war Tucker

Peckinpah – und diesen mußte Myriam Eyre zwangsläufig hassen, denn seit sie zur Dienerin des Bösen geworden war, war der Mann aus London auch ihr Feind.

Er traf in Bodmoor ein.

Myriam sah den Hubschrauber auf dem Fabrikdach landen.

Nicht nur sie war Peckinpah feindlich gesinnt. Alle Mitglieder der Zyklopen-Sekte waren das, und somit auch Toby Murcell.

Myriam rechnete damit, daß sich Toby nicht beherrschen konnte, und sie erfuhr wenig später von dessen Angriff auf den Industriellen. Toby Murcell hätte keine Schwierigkeiten mit Peckinpah gehabt, wenn nicht Tony Ballard, der Dämonenhasser – der den Industriellen nach Bodmoor begleitet hatte –, eingegriffen hätte.

Tony Ballard hatte den Mordanschlag vereitelt.

Es war dem Dämonenjäger sogar gelungen, den Spieß umzudrehen – und nun lebte Toby Murcell nicht mehr.

Von alldem hatte Myriam Eyre Kenntnis, und ihr ganzer Zorn richtete sich seither gegen Tony Ballard.

Sie faßte den Entschluß, etwas Großes zu leisten. Für die Gemeinschaft der Zyklopen-Sekte. Für Zakatta.

Sie wollte Tony Ballard töten!

Sie war jung, schön und begehrenswert. Der Dämonenhasser würde auf sie hereinfallen. Sie würde ihn umgarnen, täuschen, vielleicht in eine Falle locken und in einem Augenblick attackieren, wo er unmöglich damit rechnen konnte. Irgendeine Chance würde sich bestimmt bieten, und die würde Myriam dann eiskalt nützen.

Denn Tony Ballard war eine Gefahr für Zakatta.

***

Er hieß Terence Hume und war von Beruf Totengräber. Ein alter, ausgemergelter Mann, dessen Zuhause der Friedhof war. Man sagte ihm nach, daß er gern mal einen Schluck zur schmalen Brust nahm, und er hatte auch schon mal betrunken eine ganze Nacht in einem Grab verbracht. Er empfand weder Ekel vor den Toten, noch hatte er Angst vor ihnen. Sie gehörten zu seinem Leben, und es störte ihn nicht, daß sie ihm immer wieder vor Augen hielten, daß dereinst auch er so daliegen würde wie sie.

Als der Wolkenbruch losrauschte, zog sich Hume in eine kleine Holzhütte zurück. Sie gehörte dem Friedhofsgärtner, aber der Totengräber hatte die Erlaubnis, sie zu benutzen. Hierher zog er sich an heißen Sommertagen zurück, wenn ihn die Hitze auszudörren versuchte. Hier suchte er aber auch Unterschlupf, wenn es regnete.

Schwere Tropfen klatschten auf die Gräber.

Über den Totenacker legte sich ein grauer Wasserschleier. Unnatürlich sah er aus. Irgendwie gespenstisch. Doch die unheimliche

Szene berührte Terence Hume nicht.

Er saß auf einem Stuhl und starrte gedankenverloren durch die offenstehende Tür nach draußen. Es plätscherte und rauschte. Bäche schwollen auf den Wegen an und schlängelten sich Richtung Friedhofstor davon.

Hume war froh, jetzt nicht draußen zu sein. Er wäre innerhalb weniger Augenblicke naß bis auf die Haut gewesen.

Aus der Tasche seiner weiten Hose zog er eine Whiskyflasche.

Um sich die Wartezeit zu verschönen, nahm er genüßlich einen Schluck.

Ein Windstoß peitschte eine Wasserfontäne in die kleine Hütte, was Hume veranlaßte, ärgerlich zu schimpfen.

Er erhob sich und trat an die Tür. Zumeist hielten ja solche Wolkenbrüche nicht lange an. Der Totengräber schielte zum Himmel hinauf, um zu sehen, wieviel Wasser noch da oben war.

Es wurde schon etwas heller. Ein Ende des Regens zeichnete sich ab. Aber Hume würde wohl kaum weiterarbeiten können, denn jetzt war die Erde schwer und schlammig. Er würde morgen weitermachen und heute nach Hause gehen.

Sein Blick schweifte durch den grauen Regenschleier. Es war kühl geworden. Die Nässe sickerte unangenehm in die Kleider des Totengräbers. Er fröstelte. Und plötzlich ging ein Ruck durch seinen mageren Körper.

Seine Augen waren nicht mehr die Besten. Er kniff sie zusammen, um schärfer zu sehen. Was war das? Was ragte dort aus dem offenen Grab? Konnte das möglich sein? War es wirklich eine bleiche Menschenhand? Standen die Toten auf?

***

»Heilige Madonna!« stöhnte Terence Hume und wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über die Augen. Noch nie hatte er sich auf dem Friedhof gefürchtet. Nichts hatte ihn je aus der Fassung bringen können. Doch nun – diese verkrampfte Totenhand, die dem Himmel entgegengestreckt war, entsetzte den Totengräber. Er schloß die Augen und schüttelte den Kopf. Vielleicht war es eine Sinnestäuschung. Oder war der Whisky daran schuld? Unsinn. Er hatte erst einen Schluck getrunken, nicht mehr. Er war noch nüchtern. Der Alkohol gaukelte ihm dieses schaurige Bild nicht vor.

Nachdem er den Kopf mehrmals heftig geschüttelt hatte, blickte er wieder zu dem Grab.

Die bleiche Leichenhand war immer noch da.

Der Totengräber packte seine Schaufel. Er mußte der Sache auf den Grund gehen. Er konnte das Auftauchen der Totenhand nicht ignorieren. Nervös trat er in den strömenden Regen. Die

Wassermassen stürzten sich sofort auf ihn und wurden von seiner Kleidung gierig aufgesogen.

Aufgeregt erreichte er das Grab.

Aus dem schlammigen Erdreich ragte ein Arm.

Terence Hume begann hastig zu schaufeln. Er schleuderte schwere Erdklumpen zur Seite. Obwohl er dem Toten nicht mehr wehtun konnte, schob er die Schaufel stets vorsichtig in das Erdreich.

Mehr und mehr legte er die Leiche frei.

Der heftige Regen wusch den Toten rein.

Eine dritte Hand kam zum Vorschein.

»Großer Gott!« stieß der Totengräber aufgewühlt hervor. »Da liegt ja noch jemand!«

Keuchend schaufelte er weiter, und wenige Minuten später stand er erschüttert vor zwei Leichen. Er atmete schwer. Übelkeit revoltierte in seinem Magen, denn so etwas Entsetzliches hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Ein Mann und eine Frau lagen vor ihm. Mit ihren Gesichtern war etwas Furchtbares passiert. Total verbrannt waren sie. und das Entsetzlichste daran war für Terence Hume, daß jede Leiche nur ein Auge hatte – und zwar in der Mitte der Stirn!

***

Auch über dem Wald öffneten sich die himmlischen Schleusen. Das Regenwasser rauschte in die Baumkronen. Zunächst vermochten es die Blätter noch aufzuhalten, und nur vereinzelte Tropfen erreichten den Waldboden. Doch nach und nach fand der Regen einen Weg durch die dichten Wipfel. Er klatschte auf den Boden und auf den Mann, der ohne jede Orientierung wie von Furien gehetzt durch den Wald rannte.

Fred Rodin – bis vor kurzem noch überlegen, Herr der Situation.

Sie waren abgestürzt. Okay, zum Glück war nicht viel passiert, und Herbert Brittons Handgelenk wäre in ein paar Wochen wieder in Ordnung gewesen.

Von den Spukgeschichten, die man sich über das Todesmoor gezählte, hatte Rodin nichts gehalten. Humbug, hatte er geglaubt.

Aber das Grauen hatte ihn eines Besseren belehrt.

Alles, was man sich erzählte, stimmte, und bestimmt wußten die Menschen nicht einmal die ganze schreckliche Wahrheit.

Schaudernd, entsetzt und verstört keuchte Fred Rodin durch das Unterholz. Die Todesangst saß ihm im Nacken. Er hatte seinen besten Freund verloren. Auf eine grauenvolle Weise. Und er befürchtete, daß sich der Zyklop auch ihn holen würde. Bestimmt war er hinter ihm. Rodin hatte nicht den Mut, sich umzusehen. Er lief, so schnell ihn seine Beine trugen.

Aber wie lange noch?

Seine Lungen brannten. Seine Seiten stachen entsetzlich. Seine Kräfte ließen nach. Er hob die Beine nicht mehr hoch genug, stolperte über aus dem Boden ragende Steine und Wurzeln. Mehrmals knallte er taumelnd mit den Schultern gegen Bäume, ab und zu glitt er aus, fiel, kämpfte sich schluchzend hoch und schleppte sich weiter. Bald wurde ihm jeder Schritt zur Qual.

Er war fix und fertig.

Am liebsten hätte er sich hingeworfen und hätte aufgegeben.

Doch die große Angst vor dem schrecklichen Monster zwang ihn, durchzuhalten.

Weiter! schrie eine innere Stimme. Weiter! Gib nicht auf, sonst bist du verloren!

»Ich bin am Ende…«

Eine halbe Meile hielt er noch durch. Dann verließen ihn die Kräfte. Auf einem Güterweg brach er stöhnend zusammen. Wenn das Ungeheuer noch hinter ihm war, dann würde es ihn nun kriegen. Es war ihm egal. Er war erledigt Er würde sich nicht mehr wehren können. Zum erstenmal sah er ein, daß es nicht gut war, die Gefahr herauszufordern. Aber wie hätte er ahnen sollen, daß es so schlimm kommen würde?

Die totale Erschöpfung raubte ihm die Besinnung.

Der Regen prasselte ihm ins Gesicht, aber das spürte er nicht mehr…

***

Die Scheibenwischer tickten im Schnellgang, konnten der Wassermassen aber nicht Herr werden. Ein welliger Wasserfilm lag auf der Windschutzscheibe und veranlaßte Oliver Capell, langsam und konzentriert zu fahren. Das Abblendlicht war eingeschaltet und breitete einen milchigen Lichtteppich auf der Fahrbahn aus. Aus den Stereolautsprechern des Autoradios drang schwüle Musik. Capell hatte die entsprechende Kassette in das Gerät geschoben. Die einschmeichelnden Melodien sollten die richtige Atmosphäre für das Bevorstehende schaffen.

Neben Oliver Capell saß Camilla Biggs. Dunkelhaarig, glutäugig, etwas zu ordinär geschminkt. Das Dorfflittchen. Es hieß, daß sie bei keinem Mann nein sagen konnte, doch das störte Capell nicht. Er hatte schließlich nicht die Absicht, Camilla zu heiraten. Es genügte ihm, sich mit ihr einmal in der Woche zu vergnügen. Die restlichen Tage verbrachte er mit seiner langweiligen Verlobten – anständig und züchtig, wie man es von ihm erwartete. Daß er insgeheim die ganze Zeit an das nächste Rendezvous mit Camilla dachte, wußte niemand, und es sollte auch keiner erfahren. Schließlich war sein zukünftiger Schwiegervater ein gutsituierter Geschäftsmann, und Oliver Capell wollte in dessen Betrieb einheiraten.

Ob er nach der Hochzeit die Finger von Camilla lassen würde, wußte er noch nicht.

Er glaubte eher nicht.

Camilla war ein Glutofen der Leidenschaft, die genau wußte, womit eine Frau einen Mann verrückt machen konnten.

Es wäre in Oliver Capells Augen dumm gewesen, nach der Hochzeit auf diese Wonnespenderin zu verzichten.

Kurz bevor es zu regnen begonnen hatte, war Camilla außerhalb des Dorfes zu ihm in den Wagen gestiegen. Verführerisch wie immer. Und Oliver Capell befand sich nun auf dem Weg zu jener Stelle, wo sie allwöchentlich ihr heimliches Schäferstündchen hielten.

»Nun sieh dir an, wie es schüttet«, sagte Capell grinsend. »Die Sintflut kann nicht ärger gewesen sein.«

Camilla lehnte halb schräg an der Wagentür und rauchte. Sie hatte heute keine Lust, mit einem Mann zusammen zu sein. Auch das kam bei ihr – wenn auch höchst selten – mal vor. Sie war am vereinbarten Treffpunkt nur erschienen, damit Oliver sich nicht über sie ärgerte. Für gewöhnlich hatte sie ihn ganz gern. Er war ihr lieber als so mancher andere, mit dem sie sich abgab, und vielleicht hätte sie es sogar geschafft, Oliver zuliebe auf alle anderen Verehrer zu verzichten. Doch davon wollte er nichts wissen. Er war nur auf sein kurzes Vergnügen aus. Damit mußte sie sich abfinden. Sie hatte sich im Laufe der Jahre einen schlechten Ruf erworben, den sie nicht mehr loswurde. Camilla – das war ein Mädchen, das man nicht heiratete, mit dem vergnügte man sich nur in aller Heimlichkeit.

Capell verließ die Asphaltstraße und bog in einen Güterweg ein.

Er fuhr nicht mehr weit, ließ den Wagen ausrollen und stellte den Motor ab. Die schweren Regentropfen prasselten auf das Autodach.

»Ich höre das gern«, sagte er, beugte sich zu Camilla hinüber, nahm ihr die Zigarette aus den Fingern, kurbelte das Fenster ein Stück nach unten und warf das Stäbchen hinaus. »Jetzt wird nicht geraucht«, sagte er grinsend. »Wir haben etwas Besseres vor.«

Er griff an ihr vorbei, zog am Hebel, und die Lehne des Beifahrersitzes legte sich um.

Seine Finger krabbelten über ihr Kleid.

Sie wollte es versuchen, aber sie kam nicht in Stimmung. Er öffnete einen Knopf nach dem anderen. Sein Atem ging schneller, als ihm ihr üppiger Busen entgegenquoll.

»Was für eine Pracht«, flüsterte er begeistert.

Er legte die Lehne des Fahrersitzes um und wollte Camilla nach hinten drücken, während er sie leidenschaftlich küßte. Ihre Lippen, sonst heiß und bereit, sich zu öffnen, blieben kühl und irgendwie spröde. Camilla widersetzte sich auch dem Druck, den Capell auf sie ausübte. Als es ihm auffiel, schaute er sie verwundert an.

»Hast du was?«
»Nein«, sagte sie knapp und zuckte mit den Schultern. »Was sollte ich haben?«
»Du bist so komisch.«
»Komisch?« Es blitzte ärgerlich in ihren Augen. »Wir kommen hierher, du findest kaum ein nettes Wort für mich, wirfst meine Zigarette hinaus, öffnest mein Kleid und kommst gleich zur Sache.«
Er lachte verlegen. »Ich weiß nicht, was dich daran stört, Baby. So haben wir es doch immer gemacht.«
»Eben, und allmählich ödet mich das an.«
»Komm, sei nicht auf einmal schwierig, Camilla. Du weißt, daß ich nicht viel Zeit habe.«
»Natürlich. Für Camilla nimmt man sich ja nur soviel Zeit, wie man braucht, um…«
»Also ich verstehe wirklich nicht, was du willst. Warum bist du überhaupt zu mir in den Wagen gestiegen? Du wußtest doch, wohin ich mit dir fahre.«
»Vielleicht habe ich gehofft, daß du ausnahmsweise mal nicht wie ein primitives Tier über mich herfallen würdest.«
»Bisher hat dir das immer gefallen, denke ich.«
»Vielleicht wollte ich heute ausnahmsweise bloß mal mit einem guten Freund ein bißchen reden.«
»Reden?« Er lachte laut. »Also zum Reden benötige ich dich wirklich nicht. Dafür habe ich meine Verlobte. Bei dir hole ich mir, was ich von der nicht kriegen kann, verstehst du. Und du warst darüber noch nie traurig. Warum schnappst du plötzlich über? Ich habe dir doch nichts getan, und wir waren uns doch bisher immer einig.«
»Du verstehst mich nicht«, seufzte Camilla. »Ich bin genauso ein Mensch mit Gefühlen wie deine Verlobte.«
»Das habe ich noch nie bestritten.«
»Ich bin kein Automat, der auf Knopfdruck die gewünschte Leistung erbringt.«
»Hör mal, was willst du eigentlich? Ich verstehe den Sinn deiner Rede nicht.«
»Das ist es ja eben. Du verstehst mich nicht, weil du dir nicht einmal die Mühe machst, mich verstehen zu wollen.«
Er schüttelte unwillig den Kopf. Sein Blick streifte die Armaturenbrettuhr. Die Zeit lief ihm davon. »Also Schluß jetzt mit dem Theater!« sagte er ärgerlich und schob seine Hand in ihr Kleid. »Ich mag es nicht, wenn du dich zierst.«
Sie zog seine Hand heraus. »Und ich mag es nicht, wenn du mich wie deine Leibeigene behandelst, die froh sein muß, daß du dich überhaupt mit ihr abgibst.«
Seine Augen verengten sich. »Ich warne dich, Camilla. Mach mich

nicht wütend!«

»Denkst du, ich habe Angst vor dir?« gab sie schnippisch zurück, klappte die Lehne wieder hoch und schloß die Knöpfe ihres Kleides. »Du solltest mich mit mehr Respekt behandeln, mein Lieber.«

»Respekt! Pah! Dich! Daß ich nicht lache.«

»Denk daran, daß ich dich in der Hand habe. Ich brauche nur an der richtigen Stelle eine kleine Indiskretion fallenzulassen, und schon platzt deine Verlobung. Dann ist es vorbei mit deinen ehrgeizigen Plänen.«

Zorn wallte in Oliver Capell hoch. Er schlug zu. Die Ohrfeige klatschte laut. Der Schlag riß Camillas Kopf zur Seite. »Miststück!«

schrie er sie an. Er stieß auf den Beifahrerseite den Wagenschlag auf. »Raus!«

»Bei dem Regen?«

»Ist mir völlig egal! Mach, daß du rauskommst, sonst schmeiß ich dich aus meinem Wagen! Das ist doch wirklich das Letzte, mir zu drohen! Los! Verschwinde! Ich will dich nicht mehr sehen! Und laß dir nicht einfallen, mir zu schaden, denn dann würdest du mich kennenlernen! Was ist? Scher dich endlich zum Teufel!«

Camilla stieg aus.

Capell stellte grimmig die Lehne seines Sitzes hoch und startete den Motor. Das Mädchen schmetterte wütend die Fahrertür zu. Wie aus Eimern wurde sie mit Wasser übergossen. Das dunkle Haar klebte glänzend an ihrem Kopf. Die Schminke zerfloß. Camilla rannte davon.

Oliver Capell gab ungestüm Gas. Dadurch kam zuviel Kraft auf die Antriebsräder. Sie drehten durch und wühlten sich in den aufgeweichten Boden. Keinen Zentimeter rührte sich das Fahrzeug von der Stelle.

»Auch das noch!« schrie Capell zornig. Er schlug mit den Fäusten auf das Lenkrad. »Verdammter Mist!«

Da der Wagen nicht zurückfahren wollte, schob Capell den ersten Gang ins Getriebe. Gas. Er ließ die Kupplung langsam kommen. Die Räder schleuderten Schlammfontänen nach hinten weg.

»Scheiße!« schimpfte Capell wütend. Er machte Camilla dafür verantwortlich, daß er hier im Dreck steckte. Gott, am liebsten hätte er ihr den schlanken Hals umgedreht.

Immer wieder versuchte er, den Wagen flottzukriegen. Vor – zurück, vor – zurück, vor – zurück… Er kitzelte das Gaspedal nur noch mit Gefühl, und der Wagen fing an zu schaukeln. Capell verstärkte diese Schaukelbewegung und gab dem Fahrzeug mit seinem eigenen Körpergewicht zusätzlichen Schwung. Endlich kam das Auto frei. Erleichtert ließ es Capell einige Meter vorwärtsrollen.

Plötzlich erschrak er.

Das Abblendlicht hatte eine Gestalt erfaßt!

***

Eine männliche Gestalt. Sie lag reglos auf dem Boden. Viele Gedanken wirbelten durch Oliver Capells Kopf. Er mußte sich um den Mann kümmern, konnte nicht so tun, als habe er ihn nicht gesehen.

Er war verpflichtet, diesem Menschen zu helfen, wenn ihm noch zu helfen war. Sobald er dies aber tat, würde man erfahren, wo er gewesen war. Seine Verlobte und sein zukünftiger Schwiegervater würden wissen wollen, was er hier zu suchen gehabt hatte. Wenn er auch irgendeine Lüge anbrachte, so würden ihm die beiden bestimmt nicht glauben, daß er allein hier gewesen war.

Ach, Mist! Er mußte trotzdem helfen!

Rasch stieg er aus. Der Himmel hielt auch für ihn etliche Eimer Wasser bereit. Mit hochgezogenen Schultern näherte er sich dem Reglosen. Er beugte sich über ihn, kannte den Mann nicht. Als er nach dessen Halsschlagader tastete, schlug der Fremde die Augen auf. Ein wirrer Ausdruck befand sich in seinem Blick.

Der Mann bewegte die Lippen. Seine Finger krallten sich in Capells Kleidung. Er stammelte etwas, das Capell nicht verstehen konnte. Dann aber kamen deutlichere Worte aus dem Mund des Fremden.

»Todesmoor… der Teufel … Herbert – tot …«

»Waren Sie beim Todesmoor?« fragte Oliver Capell aufgeregt.

Das Regenwasser rann ihm in den Nacken. Es war ihm gleichgültig.

Nie und nimmer hätte er das Todesmoor aufgesucht. Schon als Kind hatte er stets diese unheimliche Gegend gemieden.

»Ja«, hauchte der Mann.

»Wie heißen Sie?«

»Rodin. Fred Rodin.«

»Wer ist Herbert?«

»Mein Freund. Er war mein Freund.«

»War?«

»Er… lebt nicht mehr.«

»Was ist passiert?«

Stockend berichtete der Drachenflieger von dem nächtlichen Abenteuer, das mit einem bösen Absturz geendet hatte.

»Ist Ihr Freund dabei ums Leben gekommen?« wollte Capell wissen.

Rodin schüttelte langsam den Kopf. Abgehackt sprach er weiter, und Oliver Capell erfuhr von dem ganzen Horror, den Fred Rodin durchgemacht hatte. Erschüttert half er dem Drachenflieger auf die Beine. Er wußte nicht, was er mit dem Mann, der wie ein nasser Sack an ihm hing, machen sollte. Da kam ihm die ihm einzig richtig scheinende Idee: »Ich bringe Sie zur Polizei«, sagte er, und Rodin war es recht. In seinem Zustand war ihm alles recht. Er war froh, das Grauen überstanden zu haben.

Capell verfrachtete den Erschöpften in seinen Wagen, fuhr den

Güterweg bis zur Asphaltstraße zurück und lenkte die Fahrzeugschnauze Richtung Bodmoor. Nach kurzem entdeckte er Camilla, die durch den strömenden Regen lief. Er stoppte den Wagen neben ihr.

»Komm, steig ein.«

»Du verdammtes Schwein!« legte sie los.

»Ja, ich weiß, daß ich mich wie ein Schwein benommen habe. Entschuldige, Camilla. Es tut mir leid. Steig ein. Ich bringe dich nach Bodmoor zurück.«

Er öffnete die Tür auf der Beifahrerseite. Während das Mädchen sich neben ihn setzte, fiel ihr der Mann im Fond des Wagens auf.

»Wer ist das?« fragte sie verblüfft. »Wo kommt dieser Mann auf einmal her?«

Capell erzählte ihr Fred Rodins Geschichte und fuhr weiter.

***

Eric Alexander – Toby Murcells bester Freund. Ich bat den Inspektor um Alexanders Adresse, und Hywel Ellis sagte mir, wo der Mann wohnte. Wenn ich Glück hatte, stimmte meine Theorie mit der Zyklopen-Sekte. Und wenn ich noch mehr Glück hatte, gehörte Eric Alexander dieser geheimen Sekte an. Er würde mir auf viele Fragen antworten müssen. Sollte er sich als störrischer Esel erweisen, würde ich ihm das Leben mit meinem magischen Ring schwermachen, denn das konnte er gewiß nicht vertragen.

Der Regen ließ nach. Das traf sich gut.

Ich schickte mich an, die Polizeistation zu verlassen, als polternd die Tür aufgestoßen wurde und ein ausgemergelter, von oben bis unten klatschnasser, mit Dreck bedeckter Mann hereinstolperte.

»Inspektor!« krächzte er. »Inspektor!« Er faßte sich ans Herz.

»Meine Güte, das bringt mich noch um…«

»Was ist passiert?« fragte Ellis und eilte dem Alten entgegen. Er führte ihn zu einem Stuhl. »Setzen Sie sich, Mr. Hume.« Zu mir gewandt erklärte er: »Das ist Terence Hume, unser Totengräber.«

Der Mann sah aus, als wäre ihm ein Gespenst begegnet. An und für sich sind Totengräber nicht leicht zu erschrecken. Da mußte schon etwas Besonderes geschehen sein.

Hywel Ellis versuchte es von Hume zu erfahren, doch im Augenblick schien dieser die Sprache verloren zu haben.

Der Inspektor öffnete einen Schrank, füllte ein Glas mit Scotch und gab es dem Totengräber zu trinken. Terence Hume schüttete die goldene Flüssigkeit wie Wasser in seine Kehle. Der Alkohol löste die Lähmung seiner Stimmbänder. Es sprudelte nur so aus ihm heraus: »Ich war auf dem Friedhof. Wegen des Wolkenbruchs muß- te ich meine Arbeit unterbrechen. Ich wollte abwarten, bis der Regen vorbei

war, zog mich in die Hütte des Gärtners zurück. Und dann… und dann … Ich traute meinen Augen nicht. Ehrlich, ich dachte, ich hätte den Verstand verloren. Aus einem offenen Grab ragte eine Totenhand. Der Regen hatte einen Teil des Erdreichs, mit dem die Leiche zugedeckt gewesen war, fortgewaschen. Ich legte den Toten mit meiner Schaufel frei, und … und … da war auch noch eine zweite Leiche! Zwei Tote! Ein Mann und eine Frau! Beide haben ein verbranntes Gesicht, Inspektor. Oh, sie sehen scheußlich aus. Und sie haben jeder nur ein Auge – in der Mitte der Stirn!«

Mir rieselte es eiskalt über die Wirbelsäule. Ich konnte mir vorstellen, was diesen unglücklichen Menschen wiederfahren war. Sie mußten Bekanntschaft mit jener Glutfratze gemacht haben, die auch Tucker Peckinpah und mir zum Verhängnis werden sollte. Jetzt wußte ich, welche Wirkung die glühende Zyklopenvisage bei einem Menschen erzielte. Bei dem Gedanken, daß das auch meinem Partner und mir hätte passieren können, trocknete mein Mund aus.

»Wer sind die beiden Toten?« wollte Hywel Ellis wissen.

»Keine Ahnung«, antwortete der Totengräber. »Kann ich auf den Schreck noch einen Scotch haben?«

Der Inspektor füllte sein Glas noch einmal, schloß die Flasche dann sicherheitshalber weg. Mit einem raschen Ruck leerte Terence Hume das Glas gleich wieder. Er schien nicht zu wollen, daß auch nur ein Tropfen von dem für ihn so köstlichen Zeug verdunstete.

Ellis schaute mich an. »Kommen Sie mit, Mr. Ballard?«

»Selbstverständlich«, sagte ich.

»Sie bleiben hier«, sagte Ellis zu Terence Hume, und dem Desk Sergeant trug er auf, sich um den Totengräber zu kümmern.

Als wir auf die Straße traten, hörte es fast schlagartig zu regnen auf. Der Himmel hatte ein Einsehen mit uns. In der Gosse gurgelte das Wasser dem Gully entgegen. Hywel Ellis schloß seinen Dienstwagen auf. Ich setzte mich neben ihn. Wir fuhren los.

»Ich mache mir große Sorgen um Bodmoor, Mr. Ballard«, gestand der Inspektor. »Der Anschlag auf Mr. Peckinpah. Zwei Tote mit verbrannten Zyklopengesichtern auf dem Friedhof. Toby Murcells Verwandlung in ein Ungeheuer. Schlittern wir auf eine Katastrophe zu?«

»Das wollen wir nicht hoffen«, sagte ich ernst.

»Wie viele Tote gibt es noch, von denen ich nichts weiß? Wo hat man die anderen Leichen versteckt?«

»Vielleicht gibt es nur diese beiden.«

»Und wenn nicht?«

»Sie dürfen nicht so schwarz sehen, Inspektor.«

»Leicht gesagt. Ich bin für die Sicherheit der Menschen, die in Bodmoor leben, verantwortlich. Diese Sicherheit ist plötzlich nicht

mehr gewährleistet. Die Sache droht mir über den Kopf zu wachsen. Können Sie sich vorstellen, wie es in mir aussieht?«

Ich nickte. »Das kann ich. Und ich werde Sie nach besten Kräften unterstützen.«

Ellis senkte seine Stimme. »Früher, vor langer Zeit, schien Bodmoor dem Untergang geweiht zu sein, doch eines Tages war es mit dem Grauen, das unser Dorf bedrohte, vorbei.«

»Ich weiß.«

»Aber nun scheint es wiedergekommen zu sein. Vielleicht haben es auch Menschen wie Toby Murcell geweckt.«

»Das ist durchaus möglich, und ich werde versuchen, dafür zu sorgen, daß es künftig von Bodmoor, die Finger läßt.«

»Mein Gott, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich Ihnen wünsche, daß Sie das schaffen.«

***

Wir betraten den Gottesacker. Der Boden war aufgeweicht. Wir versanken im knöcheltiefen Schlamm und mußten aufpassen, daß wir nicht ausglitten. Inspektor Ellis schlug den Weg zur Hütte des Friedhofsgärtners ein. Als wir sie erreichten, entdeckten wir das offene Grab – und die beiden Toten. Die Frau trug ein weißes Leinennachthemd und einen dunklen Morgenmantel darüber. Der Mann trug Straßenkleidung.

An dem, was sie anhatten, erkannte Hywel Ellis die beiden.

»O mein Gott«, preßte er hervor und senkte den Blick.

»Sie wissen, um wen es sich handelt?« fragte ich.

Er nickte, und Schmerz zeichnete sich in seinem Gesicht ab. »Ja. Das ist Charles Eyre und seine Frau Jacqueline. Ich war mit ihm gestern abend noch zusammen. Er führte schwungvolle politische Reden. Wir haben sehr über ihn gelacht. Ich wollte ihn noch zu einem Glas Bier einladen und ihn dann begleiten, doch er lehnte ab und ging allein nach Hause. Und… wahrscheinlich direkt in den Tod. Jacqueline war seine zweite Frau. Arme Myriam. Sie ist ein schwieriges Mädchen. Charles hatte häufig Probleme mit seiner Tochter.«

»Wie alt ist sie?«

»Neunzehn«, sagte der Inspektor. »Sie wollte ihre Stiefmutter nicht akzeptieren. Und Charles stand zwischen den Fronten. Jetzt, wo Jacqueline aber tot ist, und wo sie auch noch ihren Vater verloren hat, wird Myriam zusammenbrechen. Charles war stets bemüht, ihr den Halt zu geben, den sie brauchte. Diese Stütze fällt nun weg, und ich frage mich, was aus Myriam werden wird.« Ellis seufzte geplagt. »Was für ein sinnloser Tod. Die Eyres haben in ihrem ganzen Leben nie jemandem etwas zuleide getan. Ich verstehe nicht, warum sie sterben mußten.«

Ich konnte mich von den verbrannten Zyklopengesichtern nicht losreißen, und mein Haß gegen Zakatta, der bestimmt der Drahtzieher all dieser Ereignisse war, wurde größer.

Plötzlich erschrak ich.

Hywel Ellis bemerkte dasselbe wie ich.

»Mr. Ballard!« keuchte er erschrocken.

Wir hörten ein Knistern und Platzen, und wir sahen, wie sich die Körper der Toten öffneten. Unzählige Risse und Sprünge bildeten sich, und daraus kroch ekliges Gewürm hervor. Es bedeckte die Toten innerhalb weniger Herzschläge. Die Leiber bestanden nur noch aus fingerdicken Würmern, die gierig alles auffraßen, was einmal ein Mensch gewesen war, und zuletzt verschlangen sie sich gegenseitig.

Nichts blieb von Charles Eyre und seiner Frau übrig.

***

Hywel Ellis warf den Wagenschlag hinter sich zu. Ich folgte seinem Beispiel. Wir standen beide noch unter dem Schock des Erlebten.

Der Inspektor noch mehr als ich. Verständlich. Er hatte gute Freunde verloren. Wir gingen auf ein schönes Einfamilienhaus zu.

Mir fiel auf, daß sich einer der Vorhänge bewegte. Jemand beobachtete uns. Vermutlich Myriam Eyre.

Ellis begrub den Klingelknopf unter seinem Daumen.

Ein gutaussehendes Mädchen öffnete uns erstaunt. »Guten Tag, Inspektor«, sagte Myriam. »Mama und Daddy sind nicht zu Hause.«

Hywel Ellis nickte. »Wir wollen zu dir. Das ist Tony Ballard, ein Privatdetektiv aus London.«

Myriam schaute uns mit großen Augen verwundert an. Vor allem mich musterte sie aufmerksam. »Sind Sie dienstlich hier, Inspektor?« fragte das Mädchen.

»Leider ja«, antwortete Ellis. Es schien ihm schwerzufallen, zu sprechen. Er sah mich heimlich an. Ich erkannte, daß er auf meine Hilfe zählte. Es war bestimmt nicht leicht, dem Mädchen klarzumachen, daß es keine Eltern mehr hatte, daß diese ein Opfer finsterer Mächte geworden waren.

Man mußte die richtigen Worte finden, um Myriam nicht allzu weh zu tun.

Wir begaben uns mit dem Mädchen in den Living-room.

»Setz dich, Myriam«, sagte der Inspektor. »Bitte.«

Sie hob eine Braue. »So feierlich? Ist etwas nicht in Ordnung, Inspektor? Haben Sie mir etwas vorzuwerfen?«

»Nein, nein, nicht deswegen sind Mr. Ballard und ich hier. Wann hast du deine Eltern zum letztenmal gesehen, Myriam?«

»Gestern abend.«

»Und heute morgen?«

»Als ich aufstand, hatten sie das Haus bereits verlassen.«
»Wann war das?«
»Gegen halb zehn. Ich bin eine Langschläferin.«
»Hast du heute nacht irgend etwas Verdächtiges wahrgenommen?«
»Nein«, antwortete Myriam. Ihr Blick pendelte zwischen dem Inspektor und mir hin und her. »Meine Güte, es ist doch nicht etwas mit meinen Eltern… Sagen Sie mir bitte endlich, weswegen Sie hier sind, Inspektor.«
Ellis schaute auf seine Hände. »Du… du mußt jetzt sehr stark sein, Myriam.«
Jetzt erst setzte sich das Mädchen. Es schien zu begreifen, was Hywel Ellis mit dieser Formulierung ausdrücken wollte. Sie schüttelte bestürzt den Kopf. »Nein… Vater? Mutter?«
»Terence Hume hat sie auf dem Friedhof gefunden«, sagte Ellis leise.
»Das kann nicht sein. Das darf nicht sein!« schrie Myriam auf.
»Es tut mir schrecklich leid. Du weißt, wie ich zu deinen Eltern gestanden habe«, sagte der Inspektor mit brüchiger Stimme.
Myriam schaute ihm entsetzt in die Augen. »Tot?«
Er nickte nur.
»Alle beide?«
Abermals nickte Hywel Ellis. Er trat vor und wollte das Mädchen tröstend in die Arme nehmen.
Da erlebten wir eine böse Überraschung.

***

Myriam riß sich los, sprang auf und stieß ein schrilles Lachen aus.
Wir dachten im ersten Moment, sie hätte durch den heftigen Schmerz den Verstand verloren, aber dann erkannte ich, daß es ein teuflischer Triumph war, der sie so schrecklich lachen ließ. Ein böses Feuer loderte in ihren Augen. Hywel Ellis wich zwei Schritte zurück.
Verdattert starrte er das lachende Mädchen an. »Myriam!«
»Habe ich meine Rolle gut gespielt, Inspektor? Muß ich wohl, denn Sie sind prompt darauf hereingefallen. Oh, ich liebe es, meine Mitmenschen zu täuschen. Ihr seid ja alle so gutgläubig, ihr Idioten.«
»Myriam, mein Gott, was ist los mit dir?«
»Muß ich Ihnen das wirklich erst klarmachen, Inspektor? Haben Sie es immer noch nicht begriffen? Ich weine meinem Vater und meiner Stiefmutter keine Träne nach. Im Gegenteil, ich bin froh, daß es sie nicht mehr gibt. Sie haben schrecklich ausgesehen, nicht wahr?«
»Woher weißt du…?«
»Meine Güte, sind Sie schwer von Begriff!« rief das Mädchen.
»Hat es Sie sehr geschockt, als Sie die beiden Leichen mit den verbrannten Gesichtern und nur einem Auge sahen? Strengen Sie Ihre kleinen grauen Zellen endlich mal an, Inspektor Ellis. Woher weiß ich

das alles, he? Hat es mir jemand erzählt? Nein! Niemand war heute schon hier. Sie sind die ersten Besucher. Woher weiß ich dann aber, wie meine Eltern aussehen? Kommen Sie langsam darauf?«

»Himmel… Du? Du hat es getan? Du selbst hast deine Eltern umgebracht?« fragte der Inspektor zutiefst erschüttert.

»Wer denn sonst?«

»Und das wagst du mir auch noch so eiskalt ins Gesicht zu sagen?« schrie Hywel Ellis das Mädchen an. Er konnte sich nicht beherrschen.

Wütend stürzte er sich auf Myriam.

»Vorsicht!« schrie ich. »Zurück, Ellis! Fassen Sie sie nicht an!«

Er gehorchte glücklicherweise. Myriam Eyre aber hob die rechte Hand, und dann kreischte sie den Namen ihres Herrn: »Zakatta!«

***

Das Ebenbild des Zyklopen löste sich von Myriams Handfläche, doch das reichte ihr nicht. Ich hatte längst gemerkt, daß sie ihre Attacke gegen mich richten würde, daß sie wußte, wer ich war und daß ich Zakattas größter Feind war. Deshalb mußte der erste Angriff mir gelten. Vermutlich war ihr auch bekannt, was ich mit ihrem Komplizen Toby Murcell angestellt hatte. Dafür schien sie nun Rache nehmen zu wollen.

Es genügte ihr nicht, eine Glutfratze geschaffen zu haben.

Sie verwandelte sich auch noch selbst in eine einäugige Bestie.

Das glühende Zyklopengesicht griff mich an, und Myriam Eyre kam gleich hinterher.

Inspektor Ellis benötigte einige Augenblicke, um die Lähmung, die ihn befallen hatte, abzuschütteln. Es war fast zuviel für ihn, erkennen zu müssen, daß die Tochter seiner Freunde auf der Seite des Bösen stand.

Die Glutvisage wollte sich über mein Gesicht breiten. Ich wich jedoch aus und schlug mit dem magischen Ring nach ihr. Sie wirbelte hoch, meine Faust wischte knapp darunter vorbei.

Und dann erreichte mich Myriam.

Die einäugige Furie warf sich auf mich. Sie packte mich, ehe ich es verhindern konnte, denn ich mußte auch auf das glühende Zyklopengesicht achten. Wild schlang das Mädchen seine Arme um mich. Myriam hielt mich fest. »Jetzt!« rief sie der Glutfratze zu.

»Jetzt! Töte ihn!«

Und das rot leuchtende Gesicht fegte heran. Ich schwang ein Bein hoch und stieß nach der Höllenfratze, doch mein Fuß sauste wirkungslos durch die Visage hindurch. Nur mein magischer Ring vermochte sie zu festigen und zu treffen. Doch den konnte ich im Moment nicht gegen das Zyklopengesicht einsetzen.

Hywel Ellis wußte, was mir bevorstand. Er eilte mir zu Hilfe, riß

seinen Dienstrevolver heraus und richtete diesen auf Myriams Kopf. »Halte den Glutzyklopen zurück!« brüllte er.

Das Mädchen lachte grell. »Denken Sie wirklich, mir mit Ihrer Waffe etwas anhaben zu können, Ellis? Ich bin eine Dienerin des Bösen. Zakattas Geist steckt in mir. Ich wurde in der vergangenen Nacht eins mit ihm. Kein Mensch kann diese Verbindung trennen. Die Mächte der Finsternis schützen mich. Soll ich es Ihnen beweisen? Schießen Sie! Na los doch, schießen Sie!«

Die Glutfratze näherte sich unaufhaltsam meinem Gesicht. Inspektor Ellis wollte mich retten. Myriam ließ ihm keine andere Wahl. Er mußte wirklich schießen.

»So schießen Sie doch endlich! Oder sind Sie zu feige dazu?«

kreischte das Mädchen.

Einen halben Meter war der Glutzyklop nur noch von meinem Gesicht entfernt.

»Bring ihn um!« schrie das Zyklopenmädchen gellend.

Ich versuchte alles, um mich ihrem festen Griff zu entwinden, entkam ihr aber nicht.

»Vernichte ihn!« schrie sie.

Und es sah danach aus, als würde es tatsächlich dazu kommen!

In seiner Aufregung wußte sich Hywel Ellis nur noch einen Rat: Finger krümmen! Seine Dienstwaffe donnerte los. Die Kugel hieb aus kurzer Entfernung gegen Myriams Kopf. Das Geschoß vermochte nicht einzudringen. Aber es stieß das Mädchen einen Schritt zur Seite, und gleichzeitig spürte ich, wie sich ihr Griff lockerte. Das war meine Chance.

Ich ließ mich einfach fallen.

Wie ein Stück nasse Seife flutschte ich dem Teufelsmädchen aus den Händen. Sie faßte gleich wieder nach, doch ich warf mich von ihr weg. Der Glutzyklop ließ sich auf mich fallen. Ich rammte meinen magischen Ring gegen ihn, und er war vernichtet.

Als Myriam das sah, heulte sie vor Wut auf und wollte sofort einen neuen glühenden Zyklopen schaffen.

Ich zog meinen Colt Diamondback.

Ich hatte nicht die Absicht, das Mädchen zu töten, denn wenn ich sie kampfunfähig schoß, ersparte ich mir den Weg zu Eric Alexander; dann konnte Myriam Eyre mir die Antwort auf meine Fragen geben.

Sie sah die Waffe auf sich gerichtet, nahm auch diese nicht ernst.

Wußte sie nicht, auf welche Weise es Toby Murcell erwischt hatte?

Vielleicht war es ihr bekannt, und sie glaubte, mir dennoch überlegen zu sein. Wie auch immer, sie attackierte mich mit ungestümer Wildheit, streckte mir die rechte Hand entgegen und wollte noch einmal Zakattas Namen rufen.

Sie öffnete den Mund. Ich schlug mit dem magischen Ring zu. Sie

kreischte auf, torkelte zurück, knallte gegen die Wand, kam sofort wieder, trat mir den Diamondback aus der Faust und warf sich auf mich. Ihr Würgegriff war noch schlimmer als der von Toby Murcell.

Hywel Ellis konnte nicht tatenlos zusehen, wie mich das Mädchen fertigmachte.

Er holte sich meine Waffe und drückte wieder ab.

Und das geweihte Silber zerstörte das Zyklopenmädchen. Tödlich getroffen fiel es zur Seite, und dann passierte mit ihr dasselbe wie mit Toby Murcell. Inspektor Ellis sah das zum erstenmal. Er verfolgte mit verblüfft geweiteten Augen das grauenvolle Schauspiel.

Als sich das Mädchen aufgelöst hatte, stand er immer noch starr da.

Ich erhob mich keuchend, ging zu ihm und nahm ihm meinen Revolver aus der Hand.

»Schrecklich«, sagte Ellis leise. »Mein Gott, Mr. Ballard, das war schrecklich. Ich werde dieses Erlebnis nie vergessen.« Sein Blick suchte meine Augen. »Ich habe Myriam getötet.«

Ich legte ihm meine Hand auf die Schulter. »Das Mädchen war vom Bösen so sehr durchsetzt, daß es niemand mehr hätte retten können. Alle Mitglieder der Zyklopen-Sekte sind mit Zakatta eine untrennbare Verbindung eingegangen, wie mir scheint.«

»Wenn wir bloß wüßten, wie viele es gibt.«

»Eric Alexander wird es mir verraten.«

»Sind Sie sicher?«

»Ich werde ihn zwingen – vorausgesetzt, er gehört der geheimen Sekte an.«

Wir verließen das Haus der Eyres. Der Schock hatte sich für Hywel Ellis noch verschlimmert. Zuerst das tote Ehepaar auf dem Friedhof, mit dem er befreundet gewesen war – und jetzt Myriams schreckliches Ende.

Als wir in seinen Wagen stiegen, wurde er über Funk gerufen.

Einer seiner Kollegen bat ihn, so schnell wie möglich zur Polizeistation zu kommen. Er fuhr sofort los. Ich stieg unterwegs aus, um mich inzwischen zu Eric Alexander zu begeben. Ellis wollte nachkommen, sobald er im Police Office nicht mehr gebraucht wurde.

Ich war gespannt, was Eric Alexander mir erzählen würde.

***

Die Konferenz, in umgänglicher, freundschaftlicher Atmosphäre geführt, ging zu Ende. Tucker Peckinpah hatte sich über den letzten Stand der Forschung informiert und sich die Bilanzen vorlegen lassen. Er hatte den Leuten seine Wünsche dargelegt, und als man ihm sagte, daß eine Verwirklichung dieser Pläne zusätzliches Geld kosten würde, hatte er versprochen, eine weitere hohe Summe in das Unternehmen fließen zu lassen.

Das hörte nicht nur Theo Tanassis gern, sondern alle, die am grünen Tisch saßen.

Damit beendete Peckinpah die Unterredung.

»Darf ich Sie bitten, noch ein paar Minuten zu bleiben?« fragte ihn Theo Tanassis.

»Selbstverständlich«, erwiderte der Industrielle.

Der Konferenzsaal leerte sich langsam. Tanassis schloß hinter dem letzten Mann die Tür. »Ich möchte noch ein paar Worte unter vier Augen mit Ihnen reden«, bemerkte er.

Peckinpah nickte. »Schießen Sie los.«

»Die Sache mit Toby Murcell…«

»Schon vergessen. Belastet Sie der Zwischenfall immer noch? Das ist nicht nötig. Ein Mann wie ich muß stets mit Angriffen dieser Art rechnen. Schließlich unterstütze ich mit meinem Geld einen gefährlichen Kämpfer: Tony Ballard. Das muß der schwarzen Macht ein Dorn im Auge sein.«

»Es existiert hier in Bodmoor eine Geheimsekte«, sagte Theo Tanassis und strich sich mit der flachen Hand über den kahlen Schädel.

»Tatsächlich?«

»Eine Zyklopen-Sekte«, sagte der Fabrikdirektor. »Gleichgesinnte haben sich zusammengeschlossen und in vielen Nächten zur Hölle gebetet. Lange wurden sie nicht erhört, aber letzte Nacht erreichte ihr Gebet doch die richtige Adresse. Phorkys, der Vater der Ungeheuer, kam und schuf im Todesmoor einen neuen Zyklopen. Zakatta ist sein Name, und er ist nun der Herr dieser Sektenmitglieder.«

Tucker Peckinpah schaute Theo Tanassis verwundert an. »Sagen Sie mal, woher wissen Sie das alles?«

Da grinste der Fabrikdirektor geheimnisvoll und erwiderte. »Ich gehöre gleichfalls dieser Sekte an – und nicht nur das. Ich bin sogar ihr Anführer!«

***

Ich sah mich zunächst gründlich um, denn ich wollte keine weitere unangenehme Überraschung erleben. Bevor ich an Eric Alexanders Haustür schellte, schlich ich um das Gebäude herum und warf in alle Räume einen gründlichen Blick. Im Salon saß ein Mann. Er hatte breite Schultern und finstere Züge. Lustlos blätterte er in einer Zeitschrift. Das war höchstwahrscheinlich der Mann, den ich um jeden Preis zum Reden bringen mußte.

Einige Fenster weiter blickte ich in einen großen Raum, der Museumscharakter hatte. Alexander schien ein Waffenfetischist zu sein. An den Wänden hingen die verschiedensten Schwerter, es gab Gewehre aus allen Epochen, Pistolen, Revolver, Armbrüste, Pfeil und Bogen, Speere, Dolche – ja sogar drei kleine Kanonen standen da.

Mit diesem Waffenarsenal hätte Eric Alexander einen Kleinkrieg anfangen können.

Ich setzte meinen Rundgang fort und entdeckte ein offenes Fenster. Sofort reifte ein Plan in mir, den ich umgehend ausführte. Ich rannte zur Haustür und läutete. Dann flitzte ich zu jenem offenen Fenster zurück, und während sich Alexander zur Tür begab, um sie zu öffnen, stieg ich durch das Fenster in das Haus ein, um ihn zu überraschen.

Um mehr Eindruck auf ihn zu machen, angelte ich meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter.

Auf Zehenspitzen schlich ich durch den Raum, öffnete die Tür und trat in den Salon. Wenige Sekunden später kehrte Eric Alexander mit grimmiger Miene zurück.

Er sah mich nicht sofort. Ich stand neben einem großen offenen Kamin. Er wollte sich setzten, da gewahrte er, daß er sich nicht mehr allein im Raum befand. Ein Ruck ging durch seinen Körper.

Er starrte mich überrascht an.

»Hallo«, sagte ich.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie in meinem Haus?«

»Mein Name ist Tony Ballard, und ich möchte mit Ihnen reden«, erwiderte ich wahrheitsgetreu.

»Sie waren der Scherzbold an der Klingel, nicht wahr?«

»Richtig. Ich hoffe, Sie nehmen mir diesen ungewöhnlichen Auftritt nicht übel.«

»Den nehme ich Ihnen sehr wohl übel, verdammt!« knurrte Alexander. »Was erlauben Sie sich…!«

Er wollte näherkommen. Ich hob meinen Revolver ein Stück.

»Vorsicht!« sagte ich nur, und sein Schritt blieb im Ansatz stecken.

Seine Augen funkelten. »Was fällt Ihnen ein, mich mit einer Waffe zu bedrohen?«

»Ich werde sie nicht gebrauchen, wenn Sie mich nicht dazu zwingen.«

»Zum Henker, mit welchem Recht dringen Sie in mein Haus ein…«

»In Bodmoor ist der Teufel los«, fiel ich ihm ins Wort. »Ich bin es mir selbst schuldig, diesem gefährlichen Spiel ein Ende zu bereiten!«

»Und deshalb kommen Sie zu mir? Was erwarten Sie von mir?«

»Hilfe.«

»Wollen Sie sich die mit der Waffe in der Hand erzwingen?«

»Der Revolver ist lediglich zu meinem Schutz auf Sie gerichtet«, erwiderte ich.

»Ist das nicht verrückt? Sie kommen ungebeten in mein Haus, halten mich mit einer Waffe in Schach und behaupten, dies nur zu Ihrem Schutz zu tun. Wenn Sie hier nicht eingestiegen wären, hätten Sie vor mir auch nichts zu befürchten.«

»So aber schon?«

»Nun, ich will Ihnen nicht verheimlichen, daß ich die erstbeste Gelegenheit nützen werde, um Sie zusammenzuschlagen!«

Ich lächelte schwach. »Sie werden keine solche Gelegenheit kriegen.«

»Ich werde die Polizei anrufen«, sagte Alexander zornig und wandte sich dem Telefon zu.

»Nicht nötig, Inspektor Ellis wird bald hier sein.«

Alexander kniff die Augen zusammen. »Heißt das, daß Sie mit ihm unter einer Decke stecken?«

»Gewissermaßen ja.«

»Ich verlange endlich eine ausreichende Erklärung für Ihr skandalöses Benehmen, Mr. Ballard!« polterte Eric Alexander los.

»Sie waren mit Toby Murcell befreundet.«

»Ich bin es noch.«

»Er lebt nicht mehr.«

»Was sagen Sie da?« fuhr Alexander auf.

Ich berichtete ihm, welches Ende Murcell genommen hatte, sprach von der geheimen Sekte, die es meiner Ansicht nach in Bodmoor gab, und warf ihm den Verdacht an den Kopf, daß ich auch ihn für ein Sektenmitglied hielt. Zu meiner großen Verblüffung unternahm er nicht einmal den Versuch, das zu leugnen. Seine Antwort sah so aus: Er streckte mir die rechte Hand entgegen und rief Zakattas Namen!

***

Tucker Peckinpah blickte den Fabrikdirektor wie vom Donner gerührt an. »Sie auch, Tanassis?«

Theo Tanassis grinste diabolisch. »Das ist eine große Überraschung für Sie, nicht wahr?«

»Kann man wohl sagen«, erwiderte der Industrielle mit belegter Stimme.

»Toby Murcell handelte im Prinzip schon richtig«, sagte Tanassis.

»Aber er war ein Hitzkopf. Er wartete nicht den richtigen Zeitpunkt ab. Es war falsch, Sie im Beisein von Tony Ballard zu attackieren. Ich wollte es verhindern, aber Murcells Haß war so groß, daß er sich nicht zurückhalten konnte. Ich habe Sie nach Bodmoor geholt, um Sie fertigzumachen, Peckinpah. Die Fabrik interessiert mich nicht. Mein Leben ist einzig und allein auf die schwarze Macht ausgerichtet. Ein hoher Rang in der Hölle ist mein Ziel. Viele denken, Tony Ballard wäre der größte Feind der Unterwelt, aber das ist nur bedingt richtig. Sie sind beinahe ebenso gefährlich wie er. Mit Ihrem vielen Geld, mit Ihren weitreichenden Beziehungen schaffen Sie für den Dämonenhasser die besten Arbeitsbedingungen. Wenn Sie nicht mehr sind, hat auch Tony Ballard nicht mehr so viele spektakuläre Erfolge. Das ist meine Überlegung. Deshalb greife ich nicht ihn an, sondern Sie. Das heißt natürlich nicht, daß er ungeschoren davonkommt. Ihn

nehme ich mir zu einem späteren Zeitpunkt vor. Fürs erste genügt es mir, Sie aus dem Weg zu räumen.«

Peckinpah schaute nervös zur Tür. Zwischen ihm und ihr stand Theo Tanassis. Ein unüberwindbares Hindernis?

Der Fabrikdirektor und Anführer der Zyklopen-Sekte erriet Peckinpahs Gedanken. Er lachte knurrend. »Geben Sie sich keine Mühe, strengen Sie sich nicht unnötig an. Hier kommen Sie nur raus, wenn ich es will.«

»Tony Ballard wird Ihnen und Ihren Freunden das Handwerk legen!«

»Der Dämonenhasser kocht auch bloß mit Wasser«, sagte Tanassis geringschätzig. »Man muß nur wissen, wie man ihn nehmen muß.«

»Sie stellen sich das bestimmt ein bißchen zu leicht vor. Denken Sie, Tony Ballard wäre nicht schon längst erledigt, wenn es so einfach wäre, mit ihm fertigzuwerden?«

»Ich kriege ihn«, sagte Theo Tanassis zuversichtlich. »Verlassen Sie sich drauf. Aber Sie werden das nicht mehr erleben, mein Guter, denn Ihnen geht es jetzt schon an den Kragen!«

Der Anführer der Zyklopen-Sekte hob die Hand und schuf mit einem scharfen Ruf einen gefährlichen Glutzyklopen.

Tucker Peckinpahs Herz übersprang einen Schlag…

***

Inspektor Ellis blickte die beiden Männer, die ihm gegenüber saßen, mit düsterer Miene an. Der Polizeiarzt hatte Fred Rodin eine stärkende Spritze gegeben und die Blessuren versorgt. Oliver Capell hatte Camilla Biggs dort abgesetzt, wo sie zu ihm in den Wagen gestiegen war, um dann allein mit Rodin zur Polizei weiterzufahren.

Vielleicht würde sich Camilla nach der unschönen Szene im Wald mit ihm nicht mehr treffen wollen, aber das war ihm im Moment nicht so wichtig.

Er versicherte sich der Verschwiegenheit des Inspektors und berichtete diesem sodann, wo und in welchem Zustand er Fred Rodin gefunden hatte.

Und nun hörte sich Hywel Ellis an, was Fred Rodin zu berichten hatte. Das war eine ganze Menge. Der Nachtflug… Der Absturz, weil finstere Mächte im Spiel gewesen waren … Das Auftauchen des Zyklopen aus dem Todesmoor … Herbert Brittons schreckliches Ende … Die Flucht … Der Zusammenbruch …

Ohne die Injektion wäre Fred Rodin nicht imstande gewesen, über all das zu reden.

Inspektor Ellis überließ die beiden Männer seinem Sergeant. Was er erfahren hatte, mußte unbedingt Tony Ballard wissen. Es gab im Todesmoor einen neuen Zyklopen. Was in Bodmoor passierte, ging garantiert alles von diesem einäugigen Ungeheuer aus.

Der Zyklop war die Wurzel allen Übels.

Ihn mußte Tony Ballard so bald wie möglich vernichten, sonst breitete sich das Grauen weiter in Bodmoor aus, und es verloren noch mehr Menschen ihr Leben.

***

Als die Glutfratze auf mich zuflog, drückte ich ab. Mein Colt Diamondback donnerte ohrenbetäubend laut. Eine Feuerblume platzte vor der Mündung auf. Das geweihte Silber raste dem roten Zyklopengesicht entgegen und zerstörte es.

»Zakatta!« brüllte Eric Alexander noch einmal.

Ein zweites Höllengesicht entstand.

Ich schoß es ebenfalls ab, und dann griff ich den Mann an. Er wich zurück, hatte Angst vor meiner Kanone. Aber ich hatte nicht die Absicht, ihn damit zu töten. Ich brauchte ihn lebend.

Wie vom Katapult geschleudert flog ich auf ihn zu. Sein Schlag preßte mir die Luft aus der Lunge. Mein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz, aber ich konterte sofort. Und ich traf ihn mit dem magischen Ring. Das tat ihm furchtbar weh. Ich sah es, und mir gellte sein Schrei in den Ohren. Angeschlagen taumelte er zurück.

Sein Gesicht verwischte irgendwie.

Seine Augen schoben sich zusammen, trafen sich in der Stirnmitte, verschmolzen zu einem einzigen.

Ich warf mich auf ihn.

Er wollte eine dritte Glutfratze schaffen.

Ich packte seinen rechten Arm, drückte ihn auf den Boden und rammte meinen magischen Ring in dem Moment gegen seine Handfläche, als er Zakattas Namen schrie.

Es klirrte, als hätte ich einen Teller zertrümmert. Glutscherben bröckelten aus Alexanders Hand und lösten sich auf. Ich hatte die Fratze gleich während des Entstehens zerstört.

Doch die Wirkung meines magischen Rings war noch größer.

Eric Alexanders Hand war eine schwarzmagische Waffe, deshalb zerstörte mein Ring auch sie. Der Mann schrie und bäumte sich auf, während vor meinen verblüfften Augen seine Hand verschwand.

Sein Arm endete beim Handgelenk.

Das schwächte Alexander ungemein. Der Mann, der zum Zyklopen geworden war, hatte nicht einmal mehr die Kraft, mich abzuwerfen. Ich riß das Telefonkabel aus der Wand und aus dem Apparat und fesselte den Sektierer damit. Mein Knie drückte auf die Brust des Zyklopen.

»So!« keuchte ich. Schweiß glänzte auf meiner Stirn. »Und jetzt kriege ich ein paar Antworten von dir!«

»Zakatta wird dich dafür bestrafen, Tony Ballard!« geiferte der

Zyklop.
»Ich mache deinen Zakatta so fertig, daß kein Höllenhund mehr einen Knochen von ihm nimmt!« schnarrte ich. »Er ist im Todesmoor, nicht wahr?«
»Ja, geh nur hin, dann schnappt seine Falle zu!«
»Wieso ist er nach so vielen Jahren zurückgekehrt?«
»Er ist nicht zurückgekehrt. Phorkys, der Vater der Ungeheuer, hat einen neuen Zyklopen geschaffen. Gestern nacht hat die Hölle unser schwarzes Gebet erhört. Seither gibt es Zakatta.«
Phorkys. Da war der Name wieder einmal. Er machte immer wieder von sich reden, arbeitete gern im verborgenen, schuf Ungeheuer und setzte sie als selbständiges Höllenwerkzeug ein. Deshalb war es verdammt schwierig, an ihn heranzukommen. Ich hielt ihn für ebenso gefährlich wie Atax, Mago und Rufus.
»Wie viele Mitglieder hat die Zyklopen-Sekte?« wollte ich wissen.
Eric Alexander schwieg.
Ich schlug ihm meinen Handrücken ins Gesicht. Dadurch wurde er von meinem magischen Ring getroffen. Die neue Pein ließ ihn gequält aufschreien.
»Rede!« herrschte ich den Zyklopen an. »Aus wie vielen Mitgliedern besteht eure Sekte?«
Er sagte es mir nicht. Ich mußte ihn mit dem Ring regelrecht weichklopfen.
»Zwölf!« brüllte er, als er es nicht mehr ertragen konnte. »Es sind zwölf.«
Ich zog im Geist Toby Murcell und Myriam Eyre ab – blieben zehn.
»Die Namen«, verlangte ich. »Nenn mir die Namen!«
Stockend kam Alexander meiner Aufforderung nach. Ich zählte mit. Bei acht hörte er auf. Wenn man ihm die Nummer neun gab, fehlte noch ein Name. Ich nahm an, daß es sich bei der Nummer zehn um den Anführer der Sekte handelte.
»Wer ist euer Anführer?« wollte ich wissen.
Ich mußte ihn wieder mit dem Ring bearbeiten. Bis es aus ihm herausplatzte. »Theo Tanassis ist es!«
Als ich das hörte, lief es mir eiskalt über den Rücken.

***

Tucker Peckinpah dachte, seine letzte Stunde habe geschlagen. Die einäugige Glutfratze flog auf ihn zu. Diesmal war Tony Ballard nicht zur Stelle, um ihm beizustehen. Entsetzt wich der Industrielle zurück. Er hörte Theo Tanassis gemein lachen.
»Ich zerschlage das Ballard-Team. Ich beraube den Dämonenhasser einer wichtigen Stütze!« rief der Anführer der Zyklopen-Sekte.
Peckinpah wich bis zur Wand zurück. Weiter ging es nicht mehr.

Das gefährliche Glutgesicht schwebte heran. Der Industrielle spürte die Hitze, die davon ausging. Ihm wurde angst und bange. Er begriff, daß er rettungslos verloren war. Diese schreckliche Erkenntnis traf ihn mit der Wucht eines Keulenschlages. Seine Knie drohten weich zu werden.

Selbst ein verzweifelter Hilfeschrei wäre vergebens gewesen.

Wer hätte die Glutvisage davon abhalten sollen, sich über sein Gesicht zu breiten?

Theo Tanassis stoppte das Zyklopenantlitz knapp vor Peckinpah.

Der Anführer der Sekte ergötzte sich an Tucker Peckinpahs Todesangst.

»Das Ende ist nahe, Peckinpah!« tönte Tanassis. »Aber ich will nicht, daß Sie durch mich Ihr Leben verlieren. Zakatta selbst soll es Ihnen nehmen. Deshalb werden Sie mich jetzt begleiten. Ich bringe Sie zum Todesmoor, wo mein Herr und Gebieter auf Sie wartet. Es wird ihm eine besondere Freude bereiten, Sie zu töten, und schon bald wird ihm auch Tony Ballard, Ihr Partner, zum Opfer fallen!«

Tucker Peckinpah konnte Theo Tanassis nicht sehen. Die gefährliche Glutfratze hing so knapp vor ihm, daß sie ihm die Sicht auf den Sektierer nahm.

»Vorwärts, Peckinpah!« blaffte Tanassis. »Folgen Sie mir! Aber wagen Sie keinen Fluchtversuch, sonst tötet Sie das Glutgesicht auf der Stelle!«

Die Zyklopenfratze wich ein Stück zurück. Theo Tanassis öffnete die Tür. Wie in Trance setzte sich Tucker Peckinpah in Bewegung.

Der Glutzyklop blieb in seiner Nähe. Tanassis führte seinen Gefangenen zur Feuertreppe. Niemand begegnete ihnen. Sie gelangten in die Werksgarage. Peckinpah mußte in einen Geländewagen steigen. Die einäugige Fratze hing die ganze Zeit dicht neben ihm in der Luft. Wenn er auch nur den Versuch unternommen hätte, fortzulaufen, hätte sich die Glutfratze augenblicklich auf sein Gesicht gestürzt und ihn getötet.

Theo Tanassis rutschte hinter das Steuer und fuhr los.

Ihr Ziel war das Todesmoor.

***

Vor Eric Alexanders Haus stoppte ein Wagen mit kreischenden Bremsen. Eine Tür klappte. Schnelle Schritte. Dann wurde geläutet.

Ich ließ von dem Gefesselten ab und eilte zur Haustür. Als ich öffnete, stand mir Inspektor Ellis gegenüber. Sein Blick wieselte an mir auf und ab. Dann sah er beunruhigt an mir vorbei.

»Gehört Alexander der Sekte an?« war seine erste Frage.

»Ja.«

»Hat er Sie angegriffen?«

»Ja.«
»Und nun?«
»Kommen Sie herein«, erwiderte ich und führte ihn in den Salon, wo der gefesselte Zyklop lag. Alexander knurrte haßerfüllt, als er den Inspektor erblickte. Hywel Ellis berichtete mir von Fred Rodins Aussage. Er dachte, mir eine große Neuigkeit mitzuteilen, als er von dem Zyklopen im Todesmoor berichtete. Daraufhin verblüffte ich ihn mit den Namen der Sektenmitglieder, die Eric Alexander preisgegeben hatte. Zuletzt nannte ich den Namen des Obersektierers: Theo Tanassis.
Ellis fiel aus allen Wolken. »Also das hätte ich nicht für möglich gehalten«, sagte er kopfschüttelnd.
Ich erklärte, daß Tucker Peckinpah und Theo Tanassis immer noch zusammen waren, und ich befürchtete, daß der Sektierer meinem Partner bei günstiger Gelegenheit etwas antun würde.
»Dann müssen wir sofort zu Tanassis!« sagte Inspektor Ellis. Er wies auf den gefesselten Zyklopen, dem die rechte Hand fehlte.
»Was machen wir mit ihm?«
»Nichts. Er bleibt vorläufig hier liegen«, entschied ich.
»Okay«, sagte Hywel Ellis.
»Moment noch«, bemerkte ich und eilte davon.
»He, Ballard, wohin wollen Sie? Diese Richtung geht's zur Haustür!«
»Alexanders Waffensammlung hat es mir angetan«, entgegnete ich. »Ich denke, er hat nichts dagegen, wenn ich mir etwas ausleihe.« Ich traf nebenan meine Wahl. Wenig später saß ich neben Ellis im Polizeiwagen. Der Inspektor knüppelte das Fahrzeug zur Fabrik.
»Soviel Aufregung hat es während meiner ganzen Dienstzeit nicht in Bodmoor gegeben«, stöhnte der geplagte Inspektor.
Die Fabrik kam in Sicht, und ich erblickte einen Geländewagen, in dem Theo Tanassis und Tucker Peckinpah saßen, und wenn mich nicht alles täuschte, hing neben meinem Partner eine gefährliche Glutfratze. Was das zu bedeuten hatte, konnte ich mir unschwer vorstellen. Ich forderte Ellis auf, dem Geländewagen zu folgen. Das Fahrzeug verließ Bodmoor, tauchte bald in den Wald ein. Der Boden war vom starken Regen völlig aufgeweicht. Wir schlitterten und rutschten. Da der Polizeiwagen nicht so viel Bodenfreiheit hatte wie das Fahrzeug, das Tanassis lenkte, saßen wir mehrmals kurz auf, doch Ellis gelang es immer wieder, das Polizeiauto in Schwung zu halten – bis dies irgendwann mal nicht mehr möglich war. Wir blieben stecken.
Ellis schimpfte.
Doch ich hatte damit gerechnet, daß wir nicht so weit kommen würden wie der Geländewagen, deshalb blieb ich ruhig, und es gelang mir auch, Hywel Ellis zu beruhigen.
Wir stiegen aus und setzten den Weg zu Fuß fort. Die Zeit drängte,

denn sobald Theo Tanassis und Tucker Peckinpah das Todesmoor erreicht hatten, stand es verflixt schlimm um meinen Partner.

***

Zweige klatschten gegen die Windschutzscheibe. Blätter wischten über das Glas. Aus tiefen Pfützen, in die die Reifen einsanken, spritzten Schlammfontänen auf. Tucker Peckinpah wurde hin und her geschüttelt. Er versuchte so steif wie möglich zu sitzen, um mit der Glutfratze nicht in Berührung zu kommen, die ihn bewachte.

Das allradgetriebene Fahrzeug wühlte sich durch den weichen Boden.

Der Wald lichtete sich.

Und dann sah Tucker Peckinpah das tückische Todesmoor – das Versteck des Zyklopen. Theo Tanassis nahm den Fuß vom Gaspedal und trat auf die Bremse. »Da wären wir«, sagte er mit einem kalten Lächeln. »Gleich werden Sie Bekanntschaft mit Zakatta machen. Freuen Sie sich darauf, Peckinpah.«

Der Sektierer stieg aus. Er befahl dem Industriellen, ebenfalls den Wagen zu verlassen. Tucker Peckinpah wollte nicht gehorchen. Da näherte sich ihm sofort das glühende Zyklopengesicht, und wenn er nicht ausgestiegen wäre, hätte ihn die Fratze verbrannt. Nervös trat er neben Theo Tanassis. Sein Blick schweifte unruhig über den Sumpf. Hier also hatte der Zyklop eine gefährliche Falle errichtet, und jeder Mensch, der ihm nicht Untertan war und hierher kam, war des Todes.

Tanassis nickte grinsend. »Es sieht verdammt schlecht für Sie aus, Peckinpah. Ich persönlich gebe keinen löchrigen Penny mehr für Ihr Leben. Sie haben nur noch die Wahl zwischen der Glutfratze und Zakatta. Schlimm, was? Aber Sie wollten es ja nicht anders. Jahrelang haben Sie die schwarze Macht mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft. Das mußte sich ja einmal rächen.«

»Sie sind ein Narr, Tanassis!« sagte Tucker Peckinpah mit vibrierender Stimme. »Warum haben Sie sich dem Bösen verschrieben?«

»Weil das Böse meinem Naturell entspricht. Mein Charakter ist schlecht. Ich konnte das bisher stets gut verbergen, aber vor Ihnen brauche ich mich nun nicht mehr zu verstellen.«

»Sie haben die Fabrik hervorragend geleitet. Genügte Ihnen dieser Erfolg nicht?«

»Nein, Peckinpah, denn ich strebe nach höherem. Irdische Güter interessieren mich nicht. Das Leben eines Menschen ist gar nichts – gemessen an der Ewigkeit. Der kluge Mann baut vor. Ich bereite mich jetzt schon auf die Zeit nach meinem Tod vor. Ich erwerbe mir Verdienste um die Hölle, die man nicht übersehen kann. Asmodis' Dank ist mir sicher, das weiß ich.«

»Es ist verrückt, sich mit den finsteren Mächten einzulassen.«

»Daran kann und will ich jetzt nichts mehr ändern«, erwiderte Theo Tanassis frostig. Dann wandte er sich dem Moor zu und rief Zakatta.

Und der Zyklop erhob sich.

***

Bestürzt betrachtete Tucker Peckinpah den einäugigen Riesen, an dessen muskulösem Körper der graubraune Schlamm träge herunterrann. Mordlüstern starrte das Ungeheuer den Industriellen an.

Ein aggressives Fauchen drang aus seinem Mund.

»Das ist Tucker Peckinpah, Herr«, tief Theo Tanassis. »Er ist Tony Ballards Partner…«

»Ich weiß, wer das ist!« schnarrte Zakatta. »Und ich freue mich, daß du ihn nicht selbst getötet hast, sondern mir überläßt!«

»Ich dachte, daß ich dir damit einen großen Gefallen erweisen würde«, sagte Tanassis unterwürfig.

Der Zyklop schritt über das Moor, ohne einzusinken. Tucker Peckinpah wollte zurückweichen, aber hinter ihm hing die Glutfratze in der Luft. Wenn er nur einen einzigen Schritt rückwärts getan hätte, wäre es zur tödlichen Berührung gekommen. Der Industrielle steckte schlimm in der Klemme. Er konnte tatsächlich nur noch zwischen zwei Todesarten wählen, und eine war genauso schlimm wie die andere.

»Bedauern Sie endlich, auf der falschen Seite zu stehen?« höhnte Tanassis.

Peckinpah schaute ihn ernst an. »Nein, Tanassis. Ich habe nichts zu bereuen, und ich bedaure nur, daß ich mich nicht noch viel mehr für das Gute eingesetzt habe.«

»Ein unverbesserlicher Irrer!« lachte Theo Tanassis.

Er trat zur Seite. Der einäugige Riese stampfte heran. Soeben machte er den letzten Schritt. Nun beugte er sich vor und streckte die Hand nach Tucker Peckinpah aus.

Jetzt bist du verloren! schoß es dem Industriellen durch den Kopf. Es fiel ihm nicht leicht, aber er fand sich mit seinem Schicksal ab. Und er nahm sich vor, tapfer den Tod hinzunehmen.

Der Zyklop wollte ihn ergreifen. Da zischte etwas an Tucker Peckinpahs Kopf vorbei. Ein Brandpfeil war es, der sich mit großer Wucht in den Zyklopenkörper bohrte.

Und dann überstürzten sich die Ereignisse.

***

Sieben Pfeile und einen kunstvoll gearbeiteten Bogen hatte ich in Eric Alexanders Haus an mich genommen. Als sich Zakatta aus dem Sumpf erhob, erreichten Inspektor Ellis und ich das Todesmoor. Ich überließ dem Inspektor meinen Colt Diamondback, damit auch er eine Waffe in der Hand hatte, mit der er das Böse bekämpfen konnte, und während sich der Zyklop meinem Partner näherte, bereitete ich mich

auf seine Vernichtung vor. In großer Eile holte ich mein Silberfeuerzeug, das gleichzeitig ein magischer Flammenwerfer war, aus der Hosentasche.

Die Zeit brannte mir auf den Fingernägeln.

Zakatta hatte Tucker Peckinpah schon fast erreicht. Da drückte ich auf den kleinen Knopf an der Seite des Feuerzeugs. Die Lohe schoß heraus. Das magische Feuer schlang sich um die Pfeilspitze und hörte auch dann nicht zu brennen auf, als ich das Feuerzeug löschte.

Blitzschnell legte ich den Pfeil auf die Sehne. Zum Zielen war kaum Zeit, denn Zakatta wollte Peckinpah schon packen. Ich ließ die Sehne los. Der Brandpfeil raste durch die Luft, geradewegs auf Zakatta zu – und hieb in seinen Körper.

Der Zyklop zuckte brüllend zurück.

Theo Tanassis wirbelte entsetzt herum. Er erblickte Ellis und mich. Der Inspektor richtete meinen Diamondback auf den Sektierer. »Keine Bewegung, Tanassis!« schrie Hywel Ellis.

Doch der Anführer der Zyklopen-Sekte dachte nicht im Traum daran, zu gehorchen. Er veränderte sein Aussehen, wurde zu Zakattas Abbild und griff den Inspektor an.

Ich legte Brandpfeil Nummer zwei auf die Sehne. Das Ding zischte ab und traf Zakatta ebenfalls. Wieder brüllte er auf. Und er hieb mit seinen Armen wie verrückt um sich.

Die Glutfratze, die Tucker Peckinpah in Schach gehalten hatte, griff mich an. Damit hatte ich gerechnet. Als sie auf mich zusauste, empfing ich sie mit einem Feuerstrahl aus meinem magischen Flammenwerfer. Die Flamme sprengte die Glut und löste die gefährliche Fratze auf.

»Partner!« schrie ich. »Hierher!«

Das ließ sich Tucker Peckinpah nicht zweimal sagen. So schnell hatte ich ihn noch nie laufen sehen.

Tanassis wollte über Inspektor Ellis herfallen. Da drückte dieser ab. Das geweihte Silber streckte den Anführer der Zyklopen-Sekte nicht nur nieder, es vernichtete auch das schwarze Leben, das ihn ausfüllte. Während der Mann sich auflöste, setzte Tucker Peckinpah die Spitze des dritten Pfeils in Brand. Ich ließ die Sehne los. Treffer.

Vierter Pfeil. Peckinpah brachte wieder das Silberfeuerzeug an die Pfeilspitze. Ein kurzer Knopfdruck. Die Flamme schlang sich um den Pfeil, und ich schickte ihn auf die Reise. Im Nu waren wir aufeinander eingespielt, und das trug erfreuliche Früchte.

Mit nunmehr vier Brandpfeilen gespickt vollführte der Zyklop auf dem Todesmoor einen grotesken Tanz. Er verrenkte seine Glieder, brüllte ohrenbetäubend laut.

Die magischen Flammen fraßen Löcher in Zakattas Körper.

Soeben sauste ihm Pfeil Nummer fünf in den Rücken.

Er wölbte seinen Körper heulend nach vorn und torkelte zwei Schritte von uns weg. Als er sich langsam umdrehte, lag der sechste Pfeil auf der Sehne. Mein Partner zündete die Spitze an, und schon summte die Sehne.

Der neuerliche schmerzhafte Treffer machte den Zyklopen wahnsinnig. Er sackte auf die Knie und hieb mit seinen Händen auf die Oberfläche des Sumpfs, daß der Schlamm hoch aufspritzte.

Dann sprang er plötzlich mit einem schrecklichen Wutgeheul auf und stürmte uns brennend entgegen.

»Schnell, Partner! Schnell!« schrie ich.

Peckinpah entzündete die Spitze des letzten Pfeils. Ich spannte mit aller Kraft den Bogen. Das Monster hetzte auf uns zu. Ich ließ die Sehne los, und der Pfeil flitzte ab – genau auf die Stirnmitte des Ungeheuers zu, dorthin, wo sich sein Auge befand.

Und der Pfeil traf.

Zakatta schrie markerschütternd auf, blieb stehen und schlug beide Hände auf sein Gesicht. Das magische Feuer leckte zwischen seinen Fingern hervor. Die kleinen Flämmchen krochen über seinen Schädel. Nun war er blind – und dem Tod geweiht. Das magische Feuer würde ihm zum Verhängnis werden. Es fraß ihn langsam auf.

Tiefe Löcher entstanden in seinem Körper. Er torkelte von uns weg, auf die Mitte des Moors zu. Dort blieb er stehen, und wir sahen, wie ihn die schwarzen Kräfte verließen, dann plötzlich trug ihn der Sumpf nicht mehr. Er konnte nicht mehr auf der Oberfläche stehen, seine Füße sanken ein, und da er schwer war, gab das Moor sehr rasch unter ihm nach.

Als er merkte, daß er sank, wollte er sich an den Sumpfrand retten, doch das gelang ihm nicht mehr. Der zähe Brei ließ seine Beine nicht mehr los. Bald steckte er bis zur Hälfte im Morast, und je mehr er um sich schlug, um so schneller sank er tiefer.

Niemand von uns hatte Mitleid mit ihm. Er mußte zugrunde gehen, damit die Menschen in Bodmoor in Frieden leben konnten.

Wir hörten ein geisterhaftes Zischen, als die Flammen mit dem Moor in Berührung kamen. Doch sie erloschen nicht. Das brennende Monster wurde immer enger vom Feuer umschlossen, und brennend versank es vor unseren Augen. Auf der Oberfläche, die sich über Zakatta geschlossen hatte, tanzten noch eine Weile die magischen Flammen. Sie erloschen erst in dem Augenblick, wo Zakatta erledigt war.

Und dann erst fiel die enorme Spannung von uns ab.

Tucker Peckinpah atmete erleichtert auf. »Ich hatte mit meinem Leben schon abgeschlossen.«

Ich grinste. »Ich will doch hoffen, daß Sie uns noch lange erhalten bleiben, Partner.«

»Nun, jetzt wo die Gefahr vorüber ist, kann ich Ihnen das gern versprechen, Tony.«

Inspektor Ellis gab mir meinen Revolver zurück. »Es wäre mir lieber gewesen, Theo Tanassis nicht erschießen zu müssen.«

Um ihm die Gewissensbisse zu nehmen, sagte ich: »Sie haben nicht Tanassis getötet, sondern ein gefährliches Monster. Sie konnten nicht anders handeln und brauchen sich keine Vorwürfe zu machen, Inspektor.«

Wir stiegen in den Geländewagen. Ich übernahm das Steuer. Als wir den Polizeiwagen erreichten, stieg Hywel Ellis um. Mit vereinten Kräften machten wir seinen Dienstwagen wieder flott und fuhren nach Bodmoor zurück.

Es war noch eine Frage offen: Was war aus den Mitgliedern der Zyklopen-Sekte nach Zakattas Ende geworden?

Die Namen kannten wir.

Und die Antwort wollten wir uns zunächst in Eric Alexanders Haus holen. Auch Hywel Ellis fuhr dorthin. Als wir die Tür öffneten, hörten wir den Mann jammern. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß die Trennung zwischen ihm und Zakatta ohne Schaden für ihn abgegangen war. Der Zyklop hatte sich zu tief in ihm verwurzelt.

Als wir den Salon betraten, erschreckte uns ein grelles Gelächter.

Wir sahen Eric Alexander. Er war immer noch gefesselt, saß auf dem Boden, hatte sein gewohntes Aussehen wieder angenommen, war aber wahnsinnig geworden. Schaum glänzte auf seinen Lippen.

Er schrie, wimmerte, lachte und kreischte, sah uns nicht, hatte jede Beziehung zu seiner Umwelt verloren.

Er war furchtbar dafür bestraft worden, daß er sich dem Bösen zugewandt hatte, und mir kam unwillkürlich der Gedanken, daß Toby Murcell, Myriam Eyre und Theo Tanassis fast besser dran waren als er.

Über Funk forderte Inspektor Ellis einen Krankenwagen an. Wir suchten die anderen Sektenmitglieder auf. Überall bot sich uns das gleiche Elend. Acht weitere irregeleitete Menschen würden den Rest ihres Lebens in geistiger Umnachtung verbringen…

Noch am selben Tag berief Tucker Peckinpah eine außerordentliche Sitzung ein, und er setzte einen neuen Direktor ein. Es gab niemanden, der dagegen einen Einwand gehabt hätte. Alle waren sich einig, daß Peckinpah sich für den besten Mann entschieden hatte.

Der Abend brach an, als die Sitzung zu Ende war.

»Möchten Sie bleiben oder nach London zurückfliegen, Tony?«

fragte mich Tucker Peckinpah.

»Was möchten Sie?« antwortete ich mit einer Gegenfrage.

Er zuckte mit den Schultern. »Ich richte mich ganz nach Ihnen.«

Ich schmunzelte. »Ich denke, wir haben nichts mehr in Bodmoor zu tun.«

»Sie vermuten, man könnte Sie möglicherweise in London vermissen, wie?«

»Eine Person vermißt mich ganz sicher.«

»Vicky Bonney.«

»Genau«, sagte ich.

Es war eigenartig, wie sehr es mich nach London zurückzog. War daran mein sechster Sinn schuld? Wurde ich zu Hause gebraucht?

Es lief tatsächlich etwas Neues an. Ein Mann war in London aufgetaucht, der Dr. Schock genannt wurde. Er sollte bald von sich reden machen, doch davon ahnte ich noch nichts. Da war nur dieses seltsame Gefühl, das mir riet, keine Stunde länger in Bodmoor zu bleiben…

Als wir uns auf das Fabrikdach begaben, wo der Helikopter startbereit auf uns wartete, waren wieder der Bürgermeister und seine Freunde zur Stelle, um uns zu verabschieden. Sie sagten uns immer wieder, wie sehr sie uns zu Dank verpflichtet wären. Ich schaute auf die finsteren Kohlenhalden hinunter. Dort hatte ich mit Toby Murcell schwer zu schaffen gehabt. Vor meinem geistigen Auge zog noch einmal alles vorbei, was ich in diesem kleinen südenglischen Dorf erlebt hatte. Es war nicht sonderlich erfreulich gewesen.

»Lassen Sie mal wieder von sich hören, Mr. Ballard«, sagte jemand neben mir und riß mich aus meinen Erinnerungen.

Ich wandte den Kopf. Da stand Hywel Ellis. Sein Wirkungsbereich war wieder sauber. »Ich ruf Sie mal an«, versprach ich.

»Es war mir eine Ehre, an Ihrer Seite zu kämpfen.«

»Quatsch. Ehre«, sagte ich lächelnd. »Jeder von uns hat sein Bestes gegeben, und zum Glück hat es gereicht…«

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 13 »Sieben Tote für die Hölle«